

MEDIEN

Forum für historische & Kommunikationsforschung

&
ZEIT

THEMENSCHWERPUNKT

MEDIEN UND GESCHLECHT

Auf dem Weg zu einer feministischen
Kommunikationsgeschichte

Frauen in der österreichischen Medien- und Kulturindustrie

Notizen

STICHWORT - Archiv der Frauen- und Lesbenbewegung

ARIADNE, oder: wie feministisch ist die Nationalbibliothek ?

Eine kurze und subjektive Geschichte der Institutionalisierung von
Frauenforschung

1/95

Jahrgang 10

Wolfgang R. Langenbucher (Hrsg.)

Sensationen des Alltags

Wolfgang R. Langenbucher (Hrsg.)

SENSATIONEN DES ALLTAGS

MEISTERWERKE
DES ÖSTERREICHISCHEN
JOURNALISMUS

FRIEDRICH AUSTERLITZ · THEODOR HERZL
EGON ERWIN KISCH · KARL KRAUS · ANTON KUIH
ALFRED POLGAR · JOSEPH ROTH · U.A.

Ueberreuter

Die Anthologie „Sensationen des Alltags“ setzt genau dort ein, wo Egon Erwin Kisch aufhört. Dabei hat sich der Herausgeber auf Österreich beschränkt, um von der Fülle der Publizistik mehr als nur eine vordergründige Blütenlese geben zu können. Zugleich - und das demonstriert der Band eindrucksvoll - bewegen wir uns damit in einer intellektuellen und sozialen Landschaft, der der Journalismus von heute mehr Kreationen, Innovationen und Meisterwerke im Sinne von Egon Erwin Kisch verdankt als irgendeinem anderen Gebiet deutscher Sprache.

Wolfgang R. Langenbucher (Hrsg.)

Sensationen des Alltags

432 Seiten, Leinen

öS 498,-

UEBERREUTER 

Inhalt

| | |
|---|----|
| Medien und Geschlecht. Theoretische und methodische Perspektiven <i>Elisabeth Klaus</i> | 3 |
| Auf dem Weg zu einer feministischen Kommunikationsgeschichte <i>Nicole Kinsky</i> | 12 |
| Frauen in der österreichischen Medien- und Kulturindustrie. Zusammenfassung eines Projektberichtes <i>Marie-Luise Angerer</i> | 19 |
| Rubrik Notizen | |
| Verein Frauenforschung und weiblicher Lebenszusammenhang. STICHWORT, Archiv der Frauen- und Lesbenbewegung <i>Hanna Hacker</i> | 29 |
| ARIADNE oder: wie feministisch ist die Nationalbibliothek? <i>Helga Hofmann und Christa Wille</i> | 31 |
| Eine kurze und subjektive Geschichte der Institutionalisierung von Frauenforschung <i>Elisabeth Klaus</i> | 33 |
| Rezensionen..... | 37 |

Autorinnen dieser Ausgabe

- Dr. Maria-Luise ANGERER (1958), Lehrbeauftragte am Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft in Wien und Salzburg, derzeit Stipendiatin der Österreichischen Akademie der Wissenschaften.
- Dr. Hanna HACKER (1956), Soziologin und Historikerin, Lehrbeauftragte zu den Themenbereichen Feministische Theorie, Geschichte und Soziologie des Geschlechterverhältnisses, kontinuierliches Engagement in der autonomen Frauen- und Lesbenbewegung, seit 1985 Mitarbeiterin im Verein Frauenforschung und weiblicher Lebenszusammenhang, Wien.
- Mag. Helga HOFMANN (1949), Referentin für frauenspezifische Dokumentation an der Österreichischen Nationalbibliothek.
- Dr. Nicole KINSKY (1963), Journalistin
- Dr. Elisabeth KLAUS (1955), Dozentin am Institut für Journalistik der Universität Dortmund, beschäftigt sich in Lehre u. Forschung u. a. mit der Rolle der Frau im Journalismus; derzeit als Visiting Scholar an der City University in Dublin.
- Christa WILLE (1955), Referentin für frauenspezifische Dokumentation an der Österreichischen Nationalbibliothek.

Impressum

Medieninhaber, Herausgeber und Verleger:

Verein „Arbeitskreis für historische Kommunikationsforschung (AHK)“, 1014 Wien, Postfach 208;
Vorstand des AHK: Friedrich Randl (Obmann), Dr. Wolfgang Duchkowitz (Obmann-Stv.), Univ.-Doz. DDr. Oliver Rathkolb (Obmann-Stv.), Dr. Gian-Luca Wallisch (Geschäftsführer), Judith Jungmann (Geschäftsführer-Stv.), Wolfgang Morscheim (Kassier), Mag. Stefan Wallisch (Kassier-Stv.), Mag. Gerda Steinberger (Schriftführerin), Mag. Michaela Kraus-Lindinger (Schriftführer-Stv.), Dr. Norbert P. Feldinger, Dr. Hannes Haas, Dr. Fritz Hausjell, Mag. Claudia Hefner, Eva Kölblbacher, Claudia Würzinger

Druck:

Gröbner-Druck, 7400 Oberwart, Steinmangererstraße 161

Korrespondenten:

Dr. Hans Bohmann (Dortmund), Univ. Prof. Dr. Hermann Haarmann (Berlin), Prof. PhD. Ed McLuskie (Boise, Idaho), Dr. Robert Knight (London), Univ. Prof. Dr. Arnulf Kutsch (Leipzig), Dr. Edmund Schulz (Leipzig), Prof. emer. Dr. Robert Schwarz (S. Palm Beach, Florida)

Redaktion:

Vorstand des AHK, redaktionelle Leitung dieses Heftes:
Mag. Claudia Hefner, Eva Kölblbacher

Satz:

Herbert Himer

Erscheinungsweise:

Medien & Zeit erscheint vierteljährlich

Bezugsbedingungen:

Einzelheft (exkl. Versand): öS 48,-

Jahresabonnement:

Österreich (inkl. Versand): öS 165,-
Ausland (inkl. Versand auf dem Landweg): öS 235,-

Studentenjahresabonnement:

Österreich (inkl. Versand): öS 120,-
Ausland (inkl. Versand auf dem Landweg): öS 190,-

Bestellung an:

Medien & Zeit, 1014 Wien, Postfach 208
oder über den gut sortierten Buch- und Zeitschriftenhandel

ISSN 0259-7446

Gefördert vom Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung, Wien.

Offenlegung nach § 25 Mediengesetz:

Grundlegende Richtung: *Medien & Zeit* ist eine wissenschaftliche Fachzeitschrift für historische Kommunikationsforschung. Sie will Forum für eine kritische und interdisziplinär ausgerichtete Auseinandersetzung über Methoden und Probleme der Kommunikationsgeschichte sein.

Medieninhaber, Herausgeber und Verleger:

Verein „Arbeitskreis für historische Kommunikationsforschung (AHK)“, 1014 Wien, Postfach 208;
Vorstand des AHK: Friedrich Randl (Obmann), Dr. Wolfgang Duchkowitz (Obmann-Stv.), Univ.-Doz. DDr. Oliver Rathkolb (Obmann-Stv.), Dr. Gian-Luca Wallisch (Geschäftsführer), Judith Jungmann (Geschäftsführer-Stv.), Wolfgang Morscheim (Kassier), Mag. Stefan Wallisch (Kassier-Stv.), Mag. Gerda Steinberger (Schriftführerin), Mag. Michaela Kraus-Lindinger (Schriftführer-Stv.), Dr. Norbert P. Feldinger, Dr. Hannes Haas, Dr. Fritz Hausjell, Mag. Claudia Hefner, Eva Kölblbacher, Claudia Würzinger

EDITORIAL

Genau zehn Jahre ist es nun her, daß eine Handvoll historisch interessierter sowie gleichermaßen engagierter Wissenschaftler am Wiener Publizistikinstitut den Entschluß faßte, einen Arbeitskreis zur Erforschung der Medien- und Kommunikationsgeschichte auf Vereinsbasis ins Leben zu rufen. Die Gründung eines publizistischen Forums, einer kommunikationswissenschaftlichen Fachzeitschrift, die aufgrund ihrer historischen Schwerpunktsetzung einmalig im deutschsprachigen Wissenschaftsgebiet ist, erfolgte als zweiter Schritt. Die erste Nummer von *Medien & Zeit* erschien 1986. Inzwischen ist diese längst vergriffen, weitere Nummern werden seither vierteljährlich herausgegeben.

Ins Gedächtnis soll mit diesem Heft nicht allein zehn Jahre *Medien & Zeit* gerufen werden, sondern auch ein Anliegen des Arbeitskreises für historische Kommunikationsforschung (AHK). Am Beginn hat sich *Medien & Zeit* das Ziel gesetzt, von der Wissenschaft vernachlässigte Gruppen wie Kindern, Jugendlichen (siehe Heft 3/90), Arbeitern und Frauen Platz einzuräumen. Jedoch ist seither zur Frauenforschung, von feministischer Kommunikationswissenschaft oder Genderforschung gar nicht zu sprechen, nicht besonders viel in unserer Zeitschrift veröffentlicht worden. Im Gegenteil: Die Geschlechterfrage blieb abgesehen von dem Schwerpunktheft 1/87 (vergriffen) und einigen wenigen Ausnahmen ausgeklammert. So schien es uns nun wirklich an der Zeit, unsere Aufmerksamkeit verstärkt diesem Thema zuzuwenden - der Titel *Medien & Zeit* muß programmatisch ja durchaus auch als Auftrag verstanden werden, sich zeitgemäßer, sprich: aktueller Fragestellungen anzunehmen, selbstverständlich unter Berücksichtigung ihrer historischen Einbindung.

Trotz aller Versäumnisse der letzten Jahr(gäng)e soll diese Ausgabe mit dem Schwerpunkt Medien und Geschlecht kein Alibiheft sein. Frauen - bzw. Genderforschung soll hier nicht möglichst dicht in ein einziges Heft gedrängt werden, damit in den darauffolgenden Nummern wieder ruhigen Gewissens zu anderen Themen übergegangen werden kann. Frauen-

spezifische Forschungsansätze und -ergebnisse sollen zu einer Selbstverständlichkeit werden. Auch nach dem Erscheinen dieses Heftes wollen wir uns bemühen immer wieder zu diesem Thema zurückzukommen, neuen Aspekten in der feministischen Kommunikationsgeschichte und -wissenschaft Raum zu geben; und nicht wie es in dieser Nummer der Fall ist, in einem sogenannten "Frauenheft", welches erneut die Ghettoposition von Frauen unterstreicht, ja gar als Alibiheft gesehen werden könnte.

Da es sich um einen Anfang, einen Neuersuch, handelt, wurden in diesem Schwerpunktheft solche Artikel bevorzugt, die einen Beitrag zur theoretischen Fundierung der Genderforschung in der historischen Kommunikationsforschung leisten. Ergebnis ist ein "theoretisches" Heft. Zusätzlich wird aber auch ein Überblick über die Situation der Frauen in der Medien- und Kulturindustrie in dem Beitrag von Marie-Luise Angerer vermittelt. Aus Aktualitätsgründen konnte dieser Artikel jedoch nicht mehr ausgearbeitet werden, und so mußten die Vortragsunterlagen der Autorin zum gleichnamigen Projekt herhalten. Dennoch erschienen uns vor allem die aktuellen österreichbezogenen Forschungsergebnisse sowie ihre anschauliche grafische Umsetzung von großem Interesse zu sein.

Unter der Rubrik *Notizen* wiederum finden sich durchaus subjektiv gehaltene Darstellungen von einzelnen engagierten Frauen, die es geschafft haben, trotz vielfältiger Hürden und Hindernisse feministische bzw. Frauenforschung in den jeweiligen Institutionen oder gar autonom zu etablieren. Frauen dokumentieren somit ihre Geschichte, in diesem Fall die Geschichte der Institutionalisierung von Frauenforschung. Das heißt, zwei Aspekte werden im vorliegenden Heft zum gewählten Schwerpunkt Medien und Geschlecht berücksichtigt: Einerseits die Errichtung eines theoretischen Überbaus zum Thema Frauen in der Medien- und Kommunikationsgeschichte, andererseits die Geschichte einzelner Frauengruppen und ihrer Institutionalisierungsbemühungen, von denen aus subjektiver Perspektive in den *Notizen*-Beiträgen erzählt wird.

Claudia Hefner und Eva Kößlbacher

ELISABETH KLAUS

Medien und Geschlecht

- theoretische und methodische Perspektiven -

Die kommunikationswissenschaftliche Frauenforschung hat sich im deutschsprachigen Raum relativ spät entwickelt. Die ersten wissenschaftlichen Arbeiten in der Bundesrepublik Deutschland, die sich mit der Stellung von Frauen im Medienbetrieb und dem Frauenbild der Medien beschäftigten, wiesen nach, wie selten Frauen als Subjekte und Objekte der Medien vorkommen. So zeigte Erich Küchenhoff in seiner 1975 veröffentlichten Studie, daß das Frauenbild im Fernsehen verzerrt ist.¹ Christiane Schmerl konnte neun Jahre später dieses Ergebnis für andere Medienbereiche verallgemeinern, als sie die Fülle der bis dahin vorliegenden Detailstudien über das in den Medien vermittelte Frauen- und Mädchenbild zusammenfaßte.² Irene Neverla und Gerda Kanzleiter schließlich belegten in der ersten umfassenden Kommunikatorinnenstudie die marginale Rolle von Frauen im Männerberuf Journalismus, auf die zuvor schon Barbara von Becker (1980) aufmerksam gemacht hatte.³

Zusammen mit dem ebenfalls von Christiane Schmerl herausgegebenen Sammelband *In die Presse geraten* legen diese Studien das Fundament für die eigenständige Entwicklung der Frauenforschung in den Kommunikationswissenschaften.⁴ Diese hat in den letzten Jahren einen Entwicklungssprung gemacht und ist heute ein bedeutender, wenn auch nur bedingt institutionell anerkannter, Bestandteil der Disziplin. Das belegen auch zwei kürzlich erschienene Bibliographien.⁵

¹ Bundesminister für Jugend, Familie, Frauen und Gesundheit: *Die Darstellung der Frau und die Behandlung von Frauenfragen im Fernsehen. Eine empirische Untersuchung unter Leitung von Erich Küchenhoff.* Stuttgart 1975.

² Christiane Schmerl: *Das Frauen- und Mädchenbild in den Medien.* Opladen 1984.

³ Irene Neverla, Gerda Kanzleiter: *Journalistinnen. Frauen in einem Männerberuf.* Frankfurt/M./New York 1984; Barbara von Becker: *Berufssituation der Journalistin. Eine Untersuchung der Arbeitsbedingungen und Handlungsorientierungen von Redakteurinnen bei einer Tageszeitung.* München 1980.

⁴ Christiane Schmerl (Hrsg.): *In die Presse geraten. Darstellung von Frauen in der Presse und Frauennarbeit in den Medien.* Köln/Wien 1985.

Ich betrachte hier Journalismus und Massenmedien im engeren Sinne, schließe also insbesondere Schulbücher und Werbung, aber auch Informations- und Kommunikationstechniken aus.

⁵ Romy Fröhlich, Christina Holtz Bache: *Frauen und Massenkommunikation. Eine Bibliographie.* (= Frauen und Massenmedien, Bd. 2). Bochum 1993; Jutta Röser: *Frauen-Medien-Forschung. Graue Literatur 1980-1992: eine kommentierte Bibliographie.* Münster 1993.

Während zunächst der Nachweis von Diskriminierung im Mediensystem die ungeteilte Aufmerksamkeit der Forschung fand, fragen neuere Publikationen stärker nach Frauen als handelnden Subjekten in den Massenmedien. Mit dieser Entwicklung wurde und wird für die Kommunikationsforschung ein Weg nachgezeichnet, der in der Frauenforschung seit mehr als einem Jahrzehnt mit Erfolg ausprobiert wird. Dort vollzog sich eine Entwicklung fort vom Defizitansatz hin zu einem Forschungsprogramm, in dem Gleichheit und Differenz keine Gegensätze bilden. Dagegen steht die umfassende Rezeption einer weiteren Entwicklung feministischer Wissenschaft noch aus, die in der englischsprachigen Kommunikationsforschung bereits seit einigen Jahren reflektiert wird: die Veränderung der Frauenforschung hin zur feministischen Geschlechterforschung.⁶

1. Annullierung und Trivialisierung

Der von Gaye Tuchman 1978 veröffentlichte und 1980 ins Deutsche übertragene Aufsatz *The Symbolic Annihilation of Women by the Mass Media* stellt bis heute das Vokabular bereit, um Ergebnisse der kommunikationswissenschaftlichen Frauenforschung in Deutschland zu verallgemeinern.⁷ Gaye Tuchman hat darin die Rolle von Frauen in den Massenmedien wie folgt charakterisiert: Massenmedien verdrängen Frauen in die symbolische Nichtexistenz, und sie trivialisieren die Vielfalt ihrer Lebensentwürfe.

Die kommunikationswissenschaftliche Frauenforschung in Deutschland kann bis etwa 1990 als Versuch gewertet werden, die Übertragbarkeit und Gültigkeit dieser Thesen zu belegen. Angefangen von Christiane Schmerls Forschungssynopse 1984 bis zu den Forschungsüberblicken von Irene Neverla 1991 und 1992 wurde die Annullierung und die Trivialisierung von Frauen in den Massenmedien der Bundesrepublik konstatiert.⁸ Neuere Untersuchungsergebnisse legen die Notwendigkeit einer Modifizierung von Tuchmans Thesen nahe, obwohl nach wie vor gravierende Forschungslücken bestehen, die eine genaue Beurteilung der Situation von Frauen im Mediensystem erschweren

⁶ Eine erste Thematisierung findet sich bei Irene Neverla: *Von der Frauenforschung zur Geschlechterforschung. Ziemlich am Rande und nicht zu übersehen.* In: *Medien Journal* (Schwerpunkt „Gender“), 3/1992, 126-132.

Mit den Begriffen „Differenz“ und „Geschlechterforschung“ knüpfte ich einerseits an bestehende Diskussionsprozesse innerhalb der Frauenforschung an, andererseits kennzeichne ich mit diesen eher schillernden Begriffen konkrete und weiter hinten näher definierte Forschungsperspektiven.

⁷ Gaye Tuchman: *Die Verbannung von Frauen in die symbolische Nichtexistenz durch die Massenmedien.* In: *Fernsehen und Bildung*, Heft 1-2/1980, 10-43.

⁸ Schmerl, *Frauenbild*; Neverla, *Frauenforschung*; Irene Neverla: *Männerwelten – Frauenwelten. Wirklichkeitsmodelle, Geschlechterrollen, Chancenverteilung.* In: DIEF (Hrsg.): *Funkkolleg Medien und Kommunikation. Studienbrief 7*, Weinheim/Basel 1991, 11-38. Das gilt auch für die Publikationen, in denen Journalistinnen selber zu Wort kamen, wie in Gitta Mühlen-Achs (Hrsg.): *Bildersturm. Frauen in den Medien.* München 1990.

– beispielsweise fehlen Untersuchungen für den Hörfunk und die politischen Magazine gänzlich. Von einer Verdrängung der Frauen in die symbolische Nichtexistenz durch die Massenmedien kann ohne weitere Differenzierung aber nicht länger gesprochen werden.

Diese bezog sich offensichtlich nie auf die Frauenzeitschriften und -seiten, die sowohl von der inhaltlichen Ausrichtung als auch von der Zielgruppe her Frauen zum zentralen Thema haben, und die auch Tuchman positiver einschätzte. Für ein besonders konservatives Medium dagegen hielt sie das Fernsehen. Eine Untersuchung von Monika Weiderer, die die Daten der Küchenhoff-Studie teilweise aktualisiert, kommt zu dem Ergebnis, daß Frauen in fast allen Untersuchungsbereichen unterrepräsentiert sind.⁹

Im Vergleich zu den Resultaten von Küchenhoff (1975) und auch zu den Ergebnissen weiterer Analysen aus dem deutschen Sprachraum und den USA (...) ist lediglich in wenigen Aspekten eine Weiterentwicklung der Geschlechterdarstellung feststellbar.¹⁰

Gleichwohl zeigt sich in allen Kategorien der Frauenanteil 1993 im Vergleich zu 1975 zumindest leicht erhöht. Auch bedeutet Unterrepräsentanz nicht, daß Frauen gänzlich ignoriert oder in die symbolische Nichtexistenz verbannt würden. Im gesamten Unterhaltungsbereich, der für die Medienproduktion immer bedeutender wird, kommen Frauen heute sowohl in Haupt- als auch in Nebenrollen vor, auch wenn ihr Anteil in der Politik- und in der Wirtschaftsberichterstattung nach wie vor marginal ist.¹¹

Durch die verstärkte Zielgruppenorientierung der Medienunternehmen finden Frauen auch als Rezipientinnen bzw. Konsumentinnen von Medienprodukten zunehmend Beachtung. Darauf deuten unter anderem medieninterne Untersuchungen wie die *Frauen-Welten* der Burda-Marktforschung¹² hin. Bei der jährlichen *Media Analyse*¹³ stellt der Faktor Geschlecht die bedeutendste abhängige Variable dar.

Besonders auffällig sind die Veränderungen zugunsten der Frauen bei den Journalistinnen. Die Repräsentativerhebungen von bundesdeutschen Journalistinnen¹⁴ belegen einen Trend, den auch eine aktuelle

Befragung Berliner Journalistinnen¹⁵ ergab: Der Anteil von Frauen unter den Journalistinnen hat sich in allen Ressorts und Medienbereichen in den letzten zehn Jahren deutlich vergrößert.¹⁶ Bezifferten Neverla und Kanzleiter 1984 den Anteil der Frauen im Journalismus noch auf knapp 20%, so beträgt er heute gut 30%. Unter den BerufseinsteigerInnen ist fast jede/r zweite eine Frau. Medienfrauen sind mittlerweile – beispielsweise als Nachrichtenmoderatorinnen und Korrespondentinnen – auch namentlich präsenter. Dieser Trend gilt allerdings nicht für die Entscheidungsgremien der Medienorganisationen.

Von einer Annullierung der Frauen kann nicht länger gesprochen werden. Ihre Trivialisierung jedoch, ihre reduzierte Darstellung und Behandlung durch die Massenmedien, ist nach wie vor gültig, auch wenn sich in den durch die Medien verbreiteten Frauenleitbilder einige Veränderungen zeigen. Die 1975 von Erich Küchenhoff getroffene Feststellung: *Charakteristisch ist die mangelnde Thematisierung der Berufstätigkeit*, gilt heute für das Fernsehen nicht mehr. Frauen, die sowohl an der Familie als auch an außerhäuslicher Erwerbstätigkeit orientiert sind, haben das Bild der ausschließlich als Familienmutter arbeitenden Frauen verdrängt. Dadurch hat sich jedoch der Trend zur Darstellung der jungen, attraktiven und für den Mann verfügbaren Frau, die schon Küchenhoff neben dem Leitbild der Hausfrau und Mutter angetroffen hatte, eher verstärkt als abgeschwächt. Frauen im Fernsehen haben im besonderen Maße in Aussehen, Kleidung und Haarschnitt gesellschaftliche Schönheitsideale zu erfüllen, müssen jung, hübsch und attraktiv sein. Die Zunahme pornographischer und gewalttätiger Bilder liefert teilweise sogar neue extrem frauenfeindliche Orientierungsmuster.¹⁷ Emanzipatorische Frauenbilder dagegen werden konsistent nur in den Nischenprogrammen und Sendungen oder auf Sonderseiten präsentiert.¹⁸ So kommen

⁹ Monika Weiderer: *Das Frauen- und Männerbild im Deutschen Fernsehen. Eine inhaltsanalytische Untersuchung der Programme von ARD, ZDF und RTL plus*, Regensburg, 1993. Der Vergleich zur Küchenhoff-Studie ist allerdings nur sehr eingeschränkt möglich.

¹⁰ Ebd., 324.

¹¹ Damit werden zentrale Felder einer demokratischen Öffentlichkeit in den Medien nach wie vor fast ohne Frauen behandelt. Ihre Anliegen werden in die weniger ernst, leichteren Produktionen der Medien verdrängt.

¹² Dieter Reigber (Hrsg.): *Frauen-Welten. Marketing in der postmodernen Gesellschaft – ein interdisziplinärer Forschungsansatz*. Düsseldorf/Wien/New York/Moskau 1993.

¹³ Vgl. die *Media Analyse (MA) 1993. Berichtsbände Pressemedien*. Hrsg. v.d. Arbeitsgemeinschaft Media-Analyse e.V. und Media-Micro-Census. Frankfurt/M. 1993.

¹⁴ Unbeschadet des darüber entbrannten Methodenstreites liefern die Studien aus Münster und Hannover sehr ähnliche

Ergebnisse in Bezug auf die hier interessierenden Fragen. Vgl. Weischenberg, Siegfried u.a.: *Journalismus in Deutschland. Design und erste Befunde der Kommunikatorstudie*. In: *Media Perspektiven*, 1/1993, 21-33; Schneider, Beate u.a.: *Westdeutsche Journalisten im Vergleich: jung, professionell und mit Spaß an der Arbeit*. In: *Publizistik*, 1/1993, 5-30.

¹⁵ Ute Schulz, Heke Amend: *Gebremste Karriere. Die berufliche Situation von Berliner Journalistinnen*. Berlin 1993.

¹⁶ Das gilt ausdrücklich nur für die alte Bundesrepublik, in den neuen Bundesländern hat sich der Anteil an Journalistinnen, in der DDR etwa 50%, dramatisch verringert.

¹⁷ Vgl. Horst Scarbath, Margareta Gorschenck, Petra Grell: *Sexualität und Geschlechterrollenkrisen im Privatfernsehen. „Ihr seid ja wirklich leicht zu befruchten“*. Inhaltsanalytische Fallstudien des Instituts für Interdisziplinäre Kultur- und Medienforschung. Berlin 1994; Brosius, Hans-Bernd: *Sex und Pornographie in den Massenmedien. Eine Analyse ihrer Inhalte, ihrer Nutzung und ihrer Wirkung*. In: Romy Fröhlich (Hrsg.): *Der andere Blick. Aktuelles zur Massenkommunikation aus weiblicher Sicht*, Bochum 1992, 139-158; Kirsten Küsters, Stefani Mälzer: *„Tutti Frutti“ und Konsorten. Zur Erotisierung unserer Medieninhalte und was wir Frauen davon haben*. In: Fröhlich, *Blick*, 159-164.

¹⁸ Für Fallstudien vgl.: Anne Extenbrink: *„Nur eine Mutter weiß allein, was lieben heißt und glücklich sein.“ Eine Kritik zur Darstellung der Frauen in der LINDENSTRASSE*. In: Fröhlich,

Themen der Frauenbewegung oder Fragen der Emanzipation in den Medien kaum vor.¹⁹

Trivialisieren werden auch die Entscheidungen der Rezipientinnen, indem die Inhalte, denen Frauen sich zuwenden als zweitrangig gelten.²⁰ Konstatiert wird, daß Frauen angeblich eher unterhaltungsorientiert und weniger informationsorientiert seien, dem *wie* und *warum* der Zu- oder Abwendung von bestimmten Programmformen wird aber nicht genauer nachgespürt.²¹ Im journalistischen Berufsfeld schließlich zeigt sich die Trivialisierung von Frauen in der nach wie vor sichtbaren horizontalen und vertikalen Segregation. Für die Beschäftigung von Frauen in den Medien gilt unverändert: Je höher das Prestige eines Medienjobs, desto weniger Frauen finden sich dort.²² Und: Nach wie vor gibt es auch die Männer- und Frauendomänen im Journalismus.²³

Zusammenfassend läßt sich also festhalten, daß die Frauen in wesentlichen Medienbereichen unterrepräsentiert und benachteiligt sind. Frauen werden zwar nicht vollständig ignoriert, aber sie werden trivialisiert. In der Werteordnung der Medien und des Journalismus sind Frauen – als Dargestellte, Darstellende und Konsumierende – nach wie vor zweitrangig. Diese Vermutung empirisch untermauert zu haben, ist das Verdienst der bisher vorgestellten Studien.

2. Über Gaye Tuchman hinaus

Fraglich ist jedoch, ob diese Sicht auf Frauen im Mediensystem eine umfassende Einschätzung der Handlungsmöglichkeiten und Spielräume, die Frauen

im Mediensystem haben, ermöglicht. Probleme zeigen sich vor allem in zwei Bereichen: Zum einen ist das Erklärungsmuster, das mit der Minderbewertung von Frauen und ihrer Trivialisierung operiert, relativ statisch und in sich geschlossen, zum anderen erscheinen Frauen darin vor allem als Opfer der sozialen Verhältnisse.

Wenn Medien gesellschaftliche Prozesse symbolisch abbilden, wie Tuchman meint, dann kann nur ein fundamentaler gesellschaftlicher Wandel des Geschlechterverhältnisses wirkliche Veränderungen in der Mediendarstellung von Frauen bewirken. Von dieser Warte aus betrachtet können empirische Studien heute gar nichts anderes ergeben, als daß sie schon früher gefundene Muster bestätigen. Diese relative Geschlossenheit des Erklärungsansatzes führt zu einer notwendigen Blindheit gegenüber Wandlungsprozessen und Differenzierungen, weil jedwede Entwicklung die alten Strukturen, wenn auch quantitativ leicht verändert, reproduziert. Ambivalenzen und Widersprüche können dann nicht sichtbar werden. Daß z.B. Frauenzeitschriften immer wieder mit dem gleichen Angebot locken, mag die Inhaltsanalyse der behandelten Themenbereiche weiterhin belegen. Ein Blick in die *Brigitte* der 50er und 90er Jahre verrät aber, daß hinter den gleichen Kategorien und Themen sich heute eine deutlich anderes Frauenleitbild verbirgt als noch vierzig Jahre zuvor.

Diese Geschlossenheit des Ansatzes führt auch dazu, daß das Verhältnis zwischen Inhalten, Journalistinnen und Rezipientinnen kaum problematisiert wird. Rezipientinnenstudien gibt es kaum, weil von der Darstellung relativ bruchlos auf die Wirkung geschlossen wird. Ein Schluß, der den Ergebnissen der feministischen Soap Opera Diskussion in den USA ebenso widerspricht wie neueren theoretischen Forschungsansätzen.²⁴

Damit zusammen hängt das zweite Problem in Tuchmans Ansatz: Frauen bleiben darin als Handelnde unsichtbar.

Die bisher angeführten Studien belegen den Objektstatus der Frauen im Mediensystem. Das zu konstatieren darf aber nicht zu dem Schluß verleiten, daß Frauen *nur* als Objekte den Massenmedien gegenüberstehen. Sie sind im Mediensystem nicht nur abhängig und unterdrückt, müssen nicht alles schlucken, was Medien ihnen vorsetzen. Das Mediensystem läßt ihnen eine – wenn auch keine ganz freie – Wahl. Das entspricht auch der Selbsteinschätzung von Rezipientinnen und Journalistinnen.

So beteuern viele Medienfrauen, danach befragt, daß sie nicht diskriminiert seien, zumindest nicht

Blick, 103-122; Angela Krewani: „*Je elender man sich fühlt, desto mehr strahlt man.*“ Anmerkungen zum Frauenbild in ausgewählten Serien. In: Bundeszent. f. pol. Bildg. (Hrsg.), *Frauenbilder*, 49-71. Für eine vergleichende Untersuchung der bestehenden Frauenprogramme vgl. Karen Gesierich: *Frauenprogramme im bundesdeutschen Fernsehen*. Frankfurt a.M./Bern/New York/Paris 1992.

¹⁹ Vgl. für das Fernsehen: Weideter, *Frauen- und Männerbild*; für Fernsehnachrichten: Waltraud Cornelißen, Kirsten Küsters: *Frauen und Nachrichten. Zum Frauenbild in Nachrichtensendungen*. In: Fröhlich, *Blick*, 123-138; für Frauenzeitschriften: Roser, Jutta: *Frauenzeitschriften und weiblicher Lebenszusammenhang. Themen, Konzepte und Leitbilder im sozialen Wandel*. Opladen 1992.

²⁰ Vgl. Jen Ang: *Das Gefühl Dallas. Zur Produktion des Trivialen*. Bielefeld 1986; Tania Modleski: *Feminism without Women. Culture and Criticism in a „Postfeminist“ Age*. New York/London 1991, 23-34.

²¹ Beispielhaft dafür Klaus Berg, Marie-Luise Kiefer (Hrsg.): *Massenkommunikation IV. Eine Langzeitstudie zur Mediennutzung und Medienbewertung 1964-1990*. (= Schriftenreihe Media Perspektiven, Bd. 12). Baden-Baden 1992.

²² So finden sich deutlich mehr Journalistinnen bei den Stadtmagazinen oder im Privatfunk als im öffentlich-rechtlichen Rundfunk. Weischenberg, *Journalismus*, 27.

²³ Bei den tagesaktuellen West-Berliner Medien stellen Frauen 12% der Beschäftigten im Sportressort, 25% im Politik- und Nachrichtenressort, aber über 80% in den Kinder-, Jugend-, Familien- und Frauenredaktionen. Jeder zweite Journalist ist verheiratet oder hat Kinder, aber nur jede fünfte Journalistin. In: Schulz, *Karriere*, 25.

²⁴ Sowohl der Konstruktivismus als auch die „Cultural Studies“ betonen die Interpretationsmöglichkeiten der RezipientInnen. Zur Soap Opera Diskussion vgl. Ellen Seiter: *Von der Niederracht der Hausfrau und Größe der Schurkin. Studien zur weiblichen Soap-Opera Reception*. In: *Frauen und Film*, 42/1987, 35-59; für neuere Literaturhinweise Mary Ellen Brown: *Soap Opera and Women's Talk. The Pleasure of Resistance*. Thousand Oaks/London/New Delhi 1994.

persönlich.²⁵ Der Gedanke, zu einer diskriminierten Gruppe zu gehören, erzeugt offenbar Abwehr. Diese scheint im Journalismus besonders stark zu sein, weil Einzelkämpfermentum und Individualität hier nach wie vor groß geschrieben werden. Für hinreichend halte ich diese Begründung jedoch nicht. Journalistin zu werden, bedeutet ja auch den Ausbruch aus der traditionellen Frauenrolle zu wagen, impliziert die Suche nach einem eigenständigen Lebensentwurf. Daß Journalismus weibliche Kompetenzen funktionalisiert oder besser: Frauen solche weiblichen Kompetenzen im besonderen Maße zuschreibt, bedeutet ja nicht, daß alle Journalistinnen sich funktionalisieren lassen. Die Feststellung der Minderbewertung von Journalistinnen muß dann erweitert werden um die Fragen, warum Frauen sich für den journalistischen Beruf entscheiden, welches Berufsverständnis sie haben und wie sie diesen Beruf ausüben.

Ähnliche Überlegungen gelten auch für die Rezipientinnen. So lange traditionelle Frauenzeitschriften, Soap Operas oder Heftchenromane als Angebote gelten, die emanzipatorischen Vorstellungen per se widersprechen, besteht das Paradox, daß Frauen ständig Medieninhalte rezipieren, die an ihren eigenen Interessen vorbeigehen. Ein Grund dafür liegt sicher in den fehlenden Alternativen – sowohl die persönliche Lebenssituation als auch die medien-spezifischen Angebote schränken die Wahlfreiheit von Rezipientinnen ein. Wiederum ist diese Erklärung aber nicht hinreichend. Rezipientinnen greifen überwiegend nicht zu alternativen Angeboten, und sie schalten häufig nicht aus oder um, wenn ihnen traditionelle Männer- und Frauenrollen präsentiert werden. Offensichtlich können Frauen diesen Medienangeboten etwas abgewinnen und empfinden sie als hilfreich bei der Bewältigung ihres Alltags. Neben die Analyse von Medieninhalten, die Frauen "vernichten" und trivialisieren, treten dann Fragen danach, welchen Medienangeboten sich Frauen verstärkt zuwenden, warum sie das tun und was sie dabei gewinnen.

Der eigenständige Umgang von Frauen mit Medien – mit den beruflichen Anforderungen als Journalistin, mit den Medieninhalten als Rezipientin – kann mit Gaye Tuchmans Vokabular, das dem Defizitansatz entspricht, nicht geklärt werden. Auch Veränderungen in den Medieninhalten sind nur schwer zu benennen. Dazu ist es notwendig, den Blick auf die konkrete Lebenssituation von ihren Alltag aktiv gestaltenden Frauen zu richten. Damit ist die Fragestellung des Differenzansatzes umrissen, der das "andere" Herangehen von Frauen an die Medien thematisiert und den ich an dieser Stelle kurz einführen möchte.

3. Vom Defizit- zum Differenzansatz

Im Defizitansatz geht es darum, nachzuspüren, wie Frauen gesellschaftlich und individuell eingeschränkt werden. Dreh- und Angelpunkt solcher Forschung ist

es, aufzuzeigen, durch welche gesellschaftlichen und individuellen Mechanismen – Diskriminierung und Sozialisationsvorgänge – Frauen in der umfassenden Entwicklung ihrer Fähigkeiten behindert werden. Welche Chancen in der Gesellschaft verpassen sie, welche Möglichkeiten werden ihnen aufgrund ihrer Sozialisation verbaut? Geschlechterrollen, als individuell erworbenes Verhaltensrepertoire von Männern und Frauen, stehen im Mittelpunkt eines solchen Forschungsinteresses. Methodisch bedeutet dies, daß das Geschlecht als eine Variable neben anderen in die Untersuchungen eingeführt wird, wie es zum Beispiel die klassische Rezeptionsforschung handhabt.²⁶ Politisch schließlich zielt dieser Ansatz der Frauenforschung ab auf die Verbesserung der Gesellschaft durch die Gleichstellung von Frau und Mann.

Die Gleichberechtigung der Frau impliziert dabei aber immer auch die Aneignung von Verhaltensweisen, die Männern zugesprochen werden, die Angleichung ihrer Lebenssituationen an die des Mannes. Bei einem solchen Ansatz bleibt folglich "der Mann" der Prototyp des Menschen, geschätzte Fähigkeiten und wünschenswerte Eigenschaften werden am Muster der männlichen Lebensweise gemessen. Eine Konsequenz dieser Sichtweise ist die Fixierung auf Frauen als unterdrückte Minderheit und als Opfer patriarchaler Verhältnisse.

Daß das Geschlecht nicht allein Rollenvorgaben enthält, sondern eine gesellschaftliche Strukturkategorie ist, steht am Beginn des Perspektivenwechsels vom Defizit- zum Differenzansatz.

Frauenforschung und -bewegung sind der Auffassung, daß *Geschlecht* ein grundlegendes Strukturierungsprinzip moderner Gesellschaften darstellt; daß Geschlechterungleichheit als durchgängig beobachtbare sich nicht über Jahrtausende hinweg hätte aufrechterhalten lassen, wäre sie nicht "strukturiert", hätte sie nicht die Gestalt von sozialen Verhältnissen angenommen, die die Geschlechter unabhängig von ihrem individuellen Willen in soziale Gestaltungsprinzipien einbinden.²⁷

Der Differenzansatz geht von der "Andersartigkeit" von Männern und Frauen aus, die sich auf Grund ihrer unterschiedlichen Erfahrungsräume und Alltagswelten historisch entwickelt hat. Was im Defizitansatz als Nachholbedarf der Frauen formuliert wird, wird nun als Differenz zwischen den Geschlechtern begriffen, die ihre Basis in der geschlechtlichen Arbeitsteilung und dem Patriarchat als strukturelle Vorgaben hat. Auf der politischen Ebene entspricht dieser Position die Forderung nach Anerkennung der Komplexität des weiblichen Lebenszusammenhangs, nach Beachtung divergenter Sichtweisen und Erfahrungen.

Die radikalsten Vertreterinnen dieser Position haben versucht, Weiblichkeit im Sinne der Herausbildung einer positiven weiblichen Subjektposition zu definieren. Der Verdrängung und Abwertung des Weib-

²⁵ Vgl. dazu: Neverla, *Journalistinnen*, 145-147; Schulz, *Karriere*, 27; Lissi Klaus u.a. (Hrsg.): "Wir waren ja die Trümmerrfrauen in diesem Beruf." *Lebensgeschichten von Journalistinnen aus dem Ruhrgebiet der Nachkriegszeit*. Dortmund 1993, 205-211.

²⁶ Vgl. dazu Christina Holtz-Bacha: *Der kleine Unterschied im Medienverhalten und seine Folgen für die Kommunikationsforschung*. In: *Publizistik*, 35/1990, 162-168.

²⁷ Ursula Beer: *Geschlecht, Struktur, Geschichte. Soziale Konstituierung des Geschlechterverhältnisses*. Frankfurt/M./New York 1990, 9.

lichen im patriarchalen System, die sich im Defizitansatz fortsetzt, wird die Aufwertung der weiblichen Andersartigkeit entgegengesetzt.²⁸ Das Denken der Frauen, meint beispielsweise Erika Wisselneck, sei "anders" (impliziert ist besser) als das der Männer: folgerichtig, also die Folgen bedenkend, statt logisch; an der Sache orientiert, d.h. kontextbezogen, statt vorgeblich objektiv; schließlich unterscheidend, also Unterschiede beachtend, statt analytisch, im Sinne von vereinzelt und auseinanderreißend.²⁹

Regina Becker-Schmidt und Gudrun-Axeli Knapp³⁰ haben sich mit den Versuchen, Weiblichkeit neu und positiv zu denken, kritisch auseinandergesetzt. Sie argumentieren vor allem gegen die erneute Vereindeutigung dessen, was "Weiblichkeit" heißt. Der Versuch, die Differenz von Frauen positiv zu begründen, führt ihrer Meinung nach immer in die Trias "Mindere – Andere – Besondere" zurück, in der Weiblichkeit in der patriarchalen Gesellschaft schon immer gedacht wurde.

Innerhalb der patriarchalen Werte-Ordnung muß eine Politik des Weiblichen fragwürdig werden; *außerhalb* dieser Ordnung und ihrer Definitionen können wir aber "Weiblichkeit" (noch) gar nicht denken... Wo das Anderssein nur als Positivum reklamiert wird, bestätigen sich zwangsläufig die Verhältnisse und die Ideologien, die historisch geprägt haben, was "weiblich" sei.³¹

Das, was Frau-Sein bedeuten kann, das, was an Vorstellungen über das So-Sein der Frau gedacht werden kann, ist immer schon gesellschaftlich geformt. Es gibt keine positive Bestimmung des Geschlechts außerhalb patriarchaler Tradition und Vergesellschaftung.

Hinzu kommt, daß die Vereindeutigung des Geschlechts einer anderen Ausformung des Differenzgedankens widerspricht. Mit dem Übergang vom Defizit- zum Differenzansatz werden Frauen nicht mehr nur als Opfer, sondern auch als Mittäter(innen) wahrgenommen. Frauen sind Handelnde, die die gesellschaftlich formulierte Frauenrolle unterschiedlich gestalten. Nur als Opfer aber haben Frauen gleichförmige Interessen und ähnliche Handlungsperspektiven. "Der Chor der Opfer", schreibt Christina Thürmer-Rohr, "ist verstummt".³²

Damit werden Frauen nicht nur im Verhältnis zum Mann als Differenzwesen sichtbar, sondern Differenzierungen zeigen sich auch innerhalb der einstmals homogenen Gruppe der Opfer einer geschlechtsspezi-

fisch strukturierten Gesellschaft. Besonders deutlich hat dies die "Rassismusebatten" in der Frauenbewegung vor Augen geführt, indem sie Rassen-, Klassen- und Bildungsunterschieden, damit Interessengegensätzen zwischen Frauen, wieder größere Aufmerksamkeit geschenkt hat. Einem solchermaßen differenzierten Blick auf Frauen widerspricht eine wie auch immer definierte positive Bestimmung von dem, was "Weiblichkeit" ist oder sein sollte.

Die "Gleichartigkeit" von Frauen, die sie zum Beispiel auf ein sehr eingeschränktes Berufsfeld und damit die Aneignung relativ weniger Kompetenzen festlegt, ist eine Folge ihrer Unterdrückung.³³ Deshalb kann Frauenemanzipation weder Gleichberechtigung im Sinne von Angleichung an den Mann, noch Differenz im Sinne von Besonderung heißen, sondern bedeutet Anerkennung der "Gleichwirklichkeit und Gleichwertigkeit" weiblicher Erfahrung.³⁴ Barbara Böttger hat diese Erkenntnis mit Blick auf die politische Strategie der Frauenbewegung auf den Punkt gebracht:

Gleichheit und Differenz sind daher keine unversöhnlichen Gegensätze, sondern sie bedingen einander: Ohne Gleichheit kann es keine Vielfalt anderer Lebensweisen und symbolischen Ordnungen geben, ohne diese Verschiedenheit wäre Gleichheit nur ein Abbild des Bestehenden.³⁵

Forschung ist damit als ein hermeneutischer Prozeß definiert des immer wieder neu Verstehens der "Andersartigkeit" der Frau und des immer wieder neu Entdeckens ihrer darin auch zum Ausdruck kommenden Minderbewertung.

4. Zum Differenzansatz in der Medienforschung

Für das Medienhandeln von Frauen ergeben sich aus dem Perspektivenwechsel vom Defizit- zum Differenzansatz eine Reihe von Vermutungen, die ich an dieser Stelle nur kurz umreißen will:

Medieninhalte, die Frauen als Rezipientinnen erreichen sollen, müssen einen Bezug zum Lebenszusammenhang von Frauen und insbesondere zu ihren kommunikativen Stilen aufweisen.

Medienrezeption ist eingebunden in die Bemühungen von Frauen, mit widersprüchlichen Anforderungen und ambivalenten Erfahrungen umzugehen und läßt sich im Feld zwischen Konfliktfähigkeit und Kompromißbereitschaft verorten.

²⁸ Besonders prononciert: Luce Irigaray: *Die Zeit der Differenz. Für eine friedliche Revolution*. Frankfurt/M. 1991; Gisela Erler: *Frauenzimmer. Für eine Politik des Unterschieds*. Berlin 1985.

²⁹ Erika Wisselneck: *Frauen denken anders. Zur feministischen Diskussion als Einführung und -um Weiterdenken*. Überarbeitete Neuaufl. der Ausgabe von 1984, Frankfurt/M. 1991, 101-133.

³⁰ Regina Becker-Schmidt, Gudrun-Axeli Knapp: *Geschlechtertrennung – Geschlechterdifferenz. Suchbewegungen sozialen Lernens*. Bonn 1987.

³¹ Ebd., 165.

³² Christina Thürmer-Rohr: *Vagabundinnen. Feministische Essays*. 2. Aufl., Berlin 1987, 122; vgl. zur Opfer-Täter-Diskussion auch Haug, *Erinnerungsarbeit*, 9-41.

³³ Gudrun-Axeli Knapp: *Arbeitsteilung und Sozialisation. Konstellationen von Arbeitsvermögen und Arbeitskraft im Lebenszusammenhang von Frauen*. In: Ursula Beer (Hrsg.): *Klasse Geschlecht. Feministische Gesellschaftsanalyse und Wissenschaftskritik*. (= Forum Frauenforschung, Bd. 1) Bielefeld 1987, 236-273.

³⁴ Becker-Schmidt, *Geschlechtertrennung*, 103.

³⁵ Barbara Böttger: *Das Recht auf Gleichheit und Differenz. Elisabeth Selbert und der Kampf der Frauen um Art.3 II Grundgesetz*. Mit einem Vorwort von Ute Gerhard. Münster 1990, 296.

Weil *Journalistinnen* in den weiblichen Lebenszusammenhang eingebunden sind, erweitert sich ihr potentieller journalistischer Aktionsradius. Andere berufliche Strategien und inhaltliche Akzente konstituieren für sich jedoch keinen "weiblichen" Journalismus, sondern sind eine Reaktion von Journalistinnen auf die einseitige Ausrichtung der Kommunikatorrolle am männlichen Lebensmodell.

Diese Vermutungen umreißen für die kommunikationswissenschaftliche Frauenforschung ein noch offenes Forschungsprogramm. Eine Reihe von neueren Studien legen jedoch die Plausibilität der aufgestellten Thesen nahe. Nach Veränderung und Differenz zu fragen, das zeigen die vorliegenden Arbeiten schon jetzt, erweitert das Verständnis von der Rolle der Frauen in den Medien.

Die Veränderung von Medieninhalten am Beispiel der Frauenzeitschriften:

Immer wieder wurde darauf hingewiesen, daß Frauenzeitschriften die Frau auf ein stereotypes Rollenbild festlegen.³⁶ Ellen Metzger urteilt noch 1990 in der Zeitschrift *medium*: "So verschieden die Zeitschriften zuerst erscheinen mögen, sie ähneln sich doch alle, ob billig oder teuer, ob vor zehn Jahren oder heute."³⁷

Dagegen fragen neuere Studien verstärkt danach, welche Veränderungen sich im Frauenbild der Zeitschriften über einen längeren Zeitraum hinweg zeigen und welche Unterschiede zwischen den einzelnen Frauenzeitschriften sichtbar sind.

Jutta Röser hat historische Veränderungen anhand einer Analyse von *Brigitte* im Zeitraum 1970 bis 1989 nachgezeichnet.³⁸ Sie kommt zu dem Ergebnis,

daß Frauenzeitschriften im Verlauf der siebziger und achtziger Jahre ihre Themen erweitert und ihre Frauenleitbilder modernisiert haben und daß diese Modifikationen mit den gesellschaftlichen Veränderungen korrelieren.³⁹

Verändert hat sich beispielsweise die Fixierung auf die Rolle der Frau als Ehefrau und Mutter, die Vielfältigkeit möglicher Lebensformen und die Integration des Berufs in die weibliche Biographie. Den Wandel des Weiblichkeitsstereotyps hin zur Doppelorientierung der Frau auf die Bereiche Beruf und Familie bestätigt auch Christine Feldmann-Neubert in ihrer Längsschnittuntersuchung der *Brigitte*.⁴⁰

Dabei vermitteln Frauenzeitschriften kein einheitliches und homogenes Leitbild. In einem Vergleich jeweils eines Jahrgangs von *Brigitte*, *Elle*, *Cosmo-*

politica und *tina* fand Jutta Röser, daß das jeweils propagierte Frauenleitbild um so größere Modifikationen gegenüber der traditionellen Frauenrolle zeigt, je höher das Bildungs- und Berufsqualifikationsniveau der Leserinnen ist. Die Fokussierung der einzelnen Zeitschriften weist danach eindeutig Parallelen zu den schichtspezifischen Alltagserfahrungen von Frauen auf.⁴¹

Beide Untersuchungen verweisen auf Zusammenhänge zwischen dem Leseinteresse von Frauen und dem weiblichen Alltag. Frauenzeitschriften sind nicht ausschließlich Produkt patriarchaler Zeitungswirtschaft, sondern *auch* Medien für Frauen, die sich an deren Interessen und Bedürfnissen orientieren. Es gibt zahlreiche Gründe, warum Frauen zu diesen Blättern greifen, die jenseits von Verführung und Verlockung liegen. Daß dabei der weibliche Lebenszusammenhang umfassend oder im Sinne emanzipatorischer Vorstellungen behandelt würde, wird nicht behauptet und sollte niemand erwarten.

Differenz im Rezeptionsverhalten der Geschlechter:

Die Existenz eines geschlechtsspezifisch differenzierten Rezeptionsverhaltens thematisiert eine qualitative Studie von Waltraud Cornelißen.⁴² Sie kommt zu dem Schluß: "Die Gespräche über die Fernsehserien weisen in mehreren Dimensionen auf die Relevanz der Kategorie Geschlecht für die Rezeption hin."⁴³ So zeigte sich ein selektives, geschlechtsspezifisch ausgeprägtes Interesse an Themen, Kontexten und Personen der Filme. Der Versuch, die Spielhandlung auf den Alltag zu übertragen, war bei den befragten Frauen größer als bei den Männern. Sie beschäftigten sich auch generell mehr mit der Frage, ob die dargestellte Spielhandlung und die Titelfiguren überhaupt realistisch seien. Die affektive Beteiligung am Filmgeschehen und die Bewertung der Titelfiguren zeigte sich ebenfalls von der Geschlechtszugehörigkeit der ZuschauerInnen geprägt. Schließlich paßten die männlichen stärker als die weiblichen Befragten die Filmfiguren in gängige Geschlechtsrollenstereotype ein.

Waltraud Cornelißens Studie verallgemeinert die Vermutung von Kotelmann und Mikos⁴⁴, daß das Geschlecht unterschiedliche Rezeptionsweisen von Männern und Frauen bestimmt. Die Größe der Stichprobe und die Anlage der Untersuchung erlauben es jedoch nicht, Lesarten und Rezeptionsweisen weiter zu differenzieren, zum Beispiel nach schichtspezifischen

⁴¹ Röser, *Frauenzeitschriften*.

⁴² Waltraud Cornelißen (u. Mitarb. v. Renate Engbers): *Klischee oder Leitbild? Geschlechtsspezifische Rezeption von Frauen- und Männerbildern im Fernsehen*. Opladen 1994. Sie befragte insgesamt 18 Zuschauer und Zuschauerinnen der Serien *Pfarrerim Lenau* und *Peter Strohm*. In offenen Interviews wurde jede Person dreimal, jeweils zu unterschiedlichen Folgen der Sendung befragt. Von Interesse war vor allem der Zusammenhang zwischen eigenen Lebenserfahrungen und der Beurteilung der Sendungen und ihrer Hauptcharaktere.

⁴³ Ebd., 16.

⁴⁴ Joachim Kotelmann, Lothar Mikos: *Frühjahrsputz: und Südseezauber. Die Darstellung der Frau in der Fernsehwerbung und das Bewußtsein der Zuschauerinnen*. Baden-Baden 1981.

³⁶ Vgl. die Diskussion dieser Literatur in Christine Feldmann-Neubert: *Frauenleitbild im Wandel: 1948-1988: von der Familienorientierung zur Doppelrolle*. Weinheim 1991; Röser, *Frauenzeitschriften*.

³⁷ Ellen Metzger: *Frauenzeitschriften in Deutschland*. In: *medium*, 4/1990, 70-71.

³⁸ Röser, *Frauenzeitschriften*.

³⁹ Ebd., 215-216.

⁴⁰ Feldmann-Neubert: *Frauenleitbild*. Es handelt sich um eine qualitative Studie der Zeitschrift zwischen 1948 und 1988.

Faktoren. Ulrike Röttger hat mit ihren *Medienbiographien von jungen Frauen* einen solchen Tiefenblick in die Entstehung von Rezeptionshaltungen ermöglicht. Sie verweist darin auf den engen Zusammenhang zwischen familiärer Medienerziehung, geschlechtsspezifischer Sozialisation und aktuellem Medienhandeln.⁴⁵

Differenz im journalistischen Berufsfeld:

Gibt es einen weiblichen Journalismus? fragte Susanne Keil 1990. Ihre Antwort: Die vorliegenden Studien ergeben, daß die Gemeinsamkeit zwischen Journalistinnen und Journalisten bei allen untersuchten Faktoren überwiegen.⁴⁶ Nur sehr partiell wird ein anderes Berufsverständnis von Frauen in den qualitativen Interviews mit Journalistinnen deutlich.⁴⁷ Susanne Keil erklärt das Fehlen geschlechtsspezifischer Unterschiede mit dem Zwang, sich umfassend an männliche Standards anzupassen. Im konstatierten Widerspruch zwischen redaktioneller Sozialisation und weiblicher Sozialisation ginge aufgrund des Minderheitenstatus von Frauen die redaktionelle Sozialisation als Sieger hervor.⁴⁸ Diese Erklärung kann deshalb nicht vollständig überzeugen, weil die aus dem weiblichen Lebenszusammenhang erwachsenden Herangehensweisen von Frauen nicht beliebig abgelegt werden können, sondern Teil ihrer Identität sind. Vielmehr zeigen die Biographien von Journalistinnen im Ruhrgebiet der frühen Nachkriegszeit, daß Frauen weibliche Sozialisationserfahrungen partiell in die redaktionelle Arbeit mit Gewinn einbringen und sich dadurch vereinzelt sogar einen Zugang zum Beruf erstreiten konnten.⁴⁹

Darüberhinaus können aber weder weibliche noch redaktionelle Sozialisation als fester Kanon von Erwartungen und Kompetenzen beschrieben werden. Die Frage nach einem "weiblichen Journalismus" kann deshalb keine Antworten liefern, weil jede Abweichung vom journalistischen (männlichen) Standard immer zugleich auch als Angleichung an die den Journalistinnen zugeschriebene untergeordnete Position interpretiert werden kann; ein Fehlen von geschlechtsspezifischen Unterschieden immer zugleich als Anpassung an männliche Standards erscheint. Einen "weiblichen" Journalismus per se kann es deshalb nicht geben, sondern allenfalls unterschiedliche – historisch und kulturell zu verortende

– Praxen von Männern und Frauen und ein bewußtes Agieren innerhalb dieser Praxen. Der Standort von Journalistinnen, wie ihn Alice Schwarzer einmal formuliert hat, kann – muß aber nicht – dabei von Nutzen sein: "Frauen haben ja verdammt viele Nachteile, aber auch einen Vorteil haben sie: sie gehören nicht zu dem Verein."⁵⁰

Den darin implizierten Möglichkeiten, den Potentialen eines von ihr nicht "weiblich", sondern "feministisch" genannten Journalismus ist Margret Lünenborg nachgegangen.⁵¹ Sie fragt in ihrer Studie nicht danach, was ist, sondern was sein könnte. Nur durch die bewußte und kollektive Auseinandersetzung mit dem journalistischen System und dem darin eingeschriebenen Geschlechterverhältnis kann die Ambivalenz und Ambiguität des Medienhandelns von Frauen durchschaut und damit ihre bruchlose Einbindung in den ganz traditionellen Journalismus zumindest partiell überwunden werden.

Für die Forschung verändert sich damit die Perspektive: Nicht länger steht die Frau als Subjekt der Forschung im Mittelpunkt, sondern das Geschlecht, als eine Kategorie, die das Mediensystem grundlegend geprägt hat, rückt in das Zentrum des Forschungsinteresses. So zeigt sich auch in der Kommunikationswissenschaft ein Problem, das sich der Frauenforschung mit zunehmender Ausdifferenzierung stellt: Was genau ist das Subjekt bzw. Objekt der Analyse?

5. Zur Zwei-Geschlechtlichkeit des Mediensystems

Wenn Gleichheit und Differenz nicht mehr als Gegensätze gedacht werden, dann erweitert sich "Frauenforschung" zur "Geschlechterforschung". Das Objekt der Frauenforschung war unproblematisch, solange der Defizitansatz vorherrschte, solange es galt, die Defizite von Frauen, die diese am gleichberechtigten Eintritt in die gesellschaftlichen Institutionen hinderte, aufzuzeigen. Frauen und ihre manifesten Äußerungen und Selbstwahrnehmungen standen im Mittelpunkt des Interesses. In dem Maße aber, in dem die Frauenforschung sich stärker der Differenzdiskussion zuwandte, wurde das Objekt dieser Forschung immer problematischer. Ironischerweise übrigens gerade zu dem Zeitpunkt, als in kommunikationswissenschaftlichen Forschungsprojekten das Geschlecht als eine der unabhängigen Variablen immer selbstverständlicher Eingang fand.

Einerseits zeigte sich "Frau" als eine relationale Kategorie, die nur im Verhältnis zum Mann denkbar ist. Ohne die Verortung im gesellschaftlichen Geschlechterverhältnis hat Mann-Sein und Frau-Sein keine Bedeutung. Das Handeln von Frauen kann nur in Zusammenhang mit dem herrschenden Diskurs über

⁴⁵ Ulrike Röttger: *Medienbiographien von jungen Frauen*. (= Medien- und Geschlechterforschung, Bd. 1). Münster 1994.

⁴⁶ Für eine Zusammenfassung der am Institut für Publizistik der Universität Münster verfaßten Magisterarbeit vgl. Keil, Susanne: *Gibt es einen weiblichen Journalismus?* In: Fröhlich, Blick, 37-54; vgl. dazu auch Christina Holtz-Bacha: *Wenn Frauen den Journalismus erobern oder: Was bringt die Quotierung?* In: *Media Perspektiven*, 8/1990, 497-503.

⁴⁷ Neverla, *Journalistinnen*; Uta van Steen: *Macht war mir nie wichtig. Gespräche mit Journalistinnen*. Frankfurt/M. 1988; Klaus, *Trümmerfrauen*.

⁴⁸ Keil, *Journalismus*, 61. Auch Christina Holtz-Bacha erklärt die Diskrepanz zwischen vermuteten und empirisch belegten Unterschieden mit der „Anpassung der Journalistinnen an die gängigen Auswahlprinzipien.“ Holtz-Bacha, *Quotierung*, 500.

⁴⁹ Klaus, *Trümmerfrauen*, 211-215.

⁵⁰ Van Steen, *Macht*, 19.

⁵¹ Margret Lünenborg: *Weibliche Identität und feministische Medienöffentlichkeit. Eine Oral-History-Studie mit Journalistinnen in feministischen Medien und Redaktionen*. (= Beiträge zur Frauenforschung, Dortmund: Examensarbeiten, Bd. 5). Dortmund 1990.

Weiblichkeit und Männlichkeit verstanden werden. Das bedeutet beispielsweise für die Analyse der Stellung von Frauen im Journalismus: Nicht die Doppelbelastung der Frau, sondern der in den Redaktionen vorherrschende Heterosexismus vermittelt die untergeordnete Position der Journalistinnen.⁵² Wie das gesellschaftliche Geschlechterverhältnis sich jeweils konkret historisch manifestiert und durch welche Übereinkünfte es reproduziert wird, diese Frage transformiert Frauenforschung in Geschlechterforschung.⁵³

Andererseits wurde der Fokus auf das Geschlecht selber problematisiert. Indem feministische Forschung sich auf Frauen oder Männer als ihren zentralen Gegenstand bezieht, läuft sie Gefahr, selber zu den binären Vorstellungen über das So-Sein der Geschlechter beizutragen. Judith Butler hat sich in "Das Unbehagen der Geschlechter" mit dieser Problematik beschäftigt. Sie legt dar, daß in der Vorstellung vom biologischen Geschlecht das kulturelle Geschlecht bereits mitdefiniert ist, weil

der Leib selbst eine Konstruktion (ist) (...) Man kann nämlich den Körpern keine Existenz zusprechen, die der Markierung ihres Geschlechts vorherginge. So stellt sich die Frage, inwiefern der Körper erst in und durch die Markierung(en) der Geschlechtsidentität *ins Leben gerufen* wird.⁵⁴

Selbst biologisch *ist* der Mensch danach nicht Mann oder Frau, sondern durch die Betonung der primären Geschlechtsmerkmale wird die Vielfalt der Körper auf die beiden Pole des Geschlechts reduziert. Diese Kategorisierung ist bereits eine kulturelle Handlung.

Judith Butler macht darauf aufmerksam, wie brüchig das Denken in Begriffen von Frau und Mann ist, wie sehr es eine Hilfskonstruktion darstellt, die es letztlich aufzulösen gilt. Das Geschlecht ist keine Tatsache, sondern im Sinne von Roland Barthes' Semiotik ein Zeichen, das viel mehr bedeutet und meint, als den "kleinen Unterschied" in der Anatomie von Frauen und Männern.⁵⁵

⁵² Eine ausführliche Diskussion dieser Problematik findet sich in Elisabeth Klaus (mit Sylke Lorenz u.a.): „Zum Umbruch Schätzchen.“ *Lesbische Journalistinnen erzählen*. Pfaffenweiler 1994, 211-265.

⁵³ Vgl. Gisela Bock: *Historische Frauenforschung. Fragestellungen und Perspektiven*. In: Karin Hauser (Hrsg.): *Historische Studien zum 19. und 20. Jhd.*, 2. Aufl., München 1987, 24-62; Dorothee Wierling: *Alltagsgeschichte und Geschichte der Geschlechterbeziehungen. Über historische und historiographische Forschung*. In: Ali Ludke (Hrsg.): *Alltagsgeschichte. Zur Rekonstruktion historischer Erfahrungen und Lebensweisen*. Frankfurt/M./New York 1989, 169-190.

⁵⁴ Judith Butler: *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt/M. 1991, 18.

⁵⁵ So sehr Judith Butler aber den Blick für Geschlechtskonstruktionen, nicht nur in den kulturellen Vorstellungen von zwei Geschlechtscharakteren, sondern auch in den biologischen Zuweisungen, schärft, so wenig scheint mir ihr Ansatz für die historische und empirische Annäherung geeignet. Menschen werden in aller Regel mit dem „kleinen Unterschied“ geboren, und der hat „große Folgen“ für ihre Lebensmöglichkeiten. Geschlecht *ist* eine fundamentale Organisationskategorie menschlicher Erfahrung. Ein

Lana Rakow hat die doppelte Bedeutung des Geschlechts als einerseits Grundlage menschlichen Handelns und andererseits kulturelles Zeichen in der folgenden Definition zum Ausdruck gebracht: "Gender is both something we do and something we think with, both a set of social practices and a system of cultural meaning."⁵⁶ Die Bedeutung dieser Perspektive für die Kommunikationswissenschaft hat Getrude J. Robinson, die Ergebnisse der amerikanischen Theoriebildung zusammenfassend, gezeigt.⁵⁷ Die Kategorie Geschlecht wirkt danach auf drei verschiedenen Ebenen:

1. Als Klassifikationssystem weist sie Individuen einen bestimmten gesellschaftlichen Status zu.

2. Als Strukturkategorie⁵⁸ dient sie zum Beschreiben, Definieren und Kategorisieren von alltagsweltlichen Phänomenen.

3. Als Ideologie gibt sie ein Modell für die Strukturierung von Denkprozessen ab.⁵⁹

Die Vielschichtigkeit dieser Bestimmung des Geschlechts erlaubt es, kommunikationswissenschaftliche Frauenforschung viel breiter zu fassen als zuvor. Die bisher behandelten Studien haben alle in der einen oder anderen Form Geschlecht als Statuszuweisung untersucht, indem sie das Agieren von ProduzentInnen und RezipientInnen in den Medien beobachtet oder danach gefragt haben, wie in den Medieninhalten hierarchische Positionen zugewiesen werden.

Robinsons Ausführung, daß das soziale Geschlecht unter anderem als eine Strukturkategorie operiert, führt über diese Diskussion hinaus. Die Kategorien "weiblich" und "männlich" dienen dazu, alltägliche Erscheinungen zu strukturieren, das heißt zu beschreiben, zu definieren und zu bewerten. Jutta Röser und ich haben die Frage aufgeworfen,

ob der Geschlechterdualismus zur Zeit nicht eine Vorlage für die Bewertung des bundesdeutschen Rundfunksystems liefert und es in ähnlichen Dualismen strukturiert: öffentlich – privat (Nomen est omen!), gehaltvoll – trivial, sachlich – emotional, informativ – unterhaltend, oben – unten. Für die Beurteilung der Geschlechterverhältnisse im Fernsehen ist diese Auf- bzw. Abwertung *nicht* angemessen, auch wenn sie im Hinblick auf Programmqualität zumindest partiell zutrifft.⁶⁰

anderer Ansatzpunkt ist für feministische Kommunikationswissenschaft derzeit nicht denkbar. Vgl. auch Brenda Derym: *The Potential Contribution of Feminist Scholarship to the Field of Communication*. In: *Journal of Communication*, 4/1987, 107-120, 109.

⁵⁶ Lana F. Rakow: *Rethinking Gender Research in Communication*. In: *Journal of Communication*, 4/1986, 11-26, 19.

⁵⁷ Getrude J. Robinson: *Der Einfluß der Frauenforschung auf die nordamerikanische Kommunikationswissenschaft. Erste Ansätze*. In: Arnulf Kutsch u.a.: *Rundfunk im Wandel. Festschrift für Winfried B. Lerg*. Berlin 1992, 131-143.

⁵⁸ Ich weiche hier von der deutschen Fassung ab, in der „structuring structure“ mit „strukturierende Struktur“ übersetzt wurde.

⁵⁹ Ebd., 9.

⁶⁰ Elisabeth Klaus, Jutta Röser: *Zur Geschlechterstruktur des Fernsehens*. Erscheint im Tagungsband zur Jahrestagung der

Daß negative Wertungen weiblich, positive männlich besetzt werden, sagt über Qualität nichts aus. Auch der einfache Umkehrschluß ist nicht möglich, wie die Diskussion um "weibliche Andersartigkeit" gezeigt hat.

Frauenzeitschrift oder Frauenprogramm, das kennzeichnet nicht zufällig schon sprachlich die Abweichung von der journalistischen Norm. Männerzeitschriften, von denen es – analog definiert – eine Vielzahl vor allem unter den Fachzeitschriftentiteln gibt, werden nicht als solche bezeichnet. Medien und Medieninhalte, denen sich vor allem Frauen zuwenden, werden schon allein aus diesem Grunde gesellschaftlich abgewertet; jene, die vor allem Männer ansprechen, schon allein deshalb aufgewertet.

Hier erweist sich der Einfluß des "ideologischen" Geschlechts auf unser Denken. Frigga Haug hat – in der Auseinandersetzung mit den Thesen Carol Gilligans⁶¹ – auf die Zwei-Geschlechtlichkeit der Moral verwiesen. Sie argumentiert, daß es

nicht zwei Moralsysteme gibt, eines für Männer und eines für Frauen, wie wir leicht anzunehmen bereit sind (und wie es Gilligan vertritt – Anm.d.Verf.), sondern daß die Moral selber zweigeschlechtlich ist wie der Mensch.⁶²

Danach gibt es nicht per se unterschiedliche Werte für Männer und Frauen, "sondern die gleichen Werte bedeuten je nach Geschlecht etwas Verschiedenes, beziehen sich auf unterschiedliche Praxen, verlangen ein anderes Verhalten."⁶³ Frauen und Männer *haben* keine jeweils andere Moral, sondern die Moral *bedeutet* etwas anderes für Männer und Frauen. Hinweise für das Wirken dieser Ideologie kommen auch aus der feministischen Linguistik.⁶⁴

Solche Überlegungen sind für die Diskussion um den Charakter des Mediensystems relevant. So haben beispielsweise Cornelißen und Küster gezeigt, daß selbst im selben Ressort mit denselben Themen befaßt, die Nachrichtenpräsentation für Männer und Frauen etwas anderes bedeutet. Hier wird die instrumentelle, dort die expressive Funktion der Moderation betont.⁶⁵

Deutschen Gesellschaft für Publizistik und Kommunikationswissenschaft 1994 in München, vorl. 1995. Zum letzteren pointiert: Barbara Mettler-v.Meibom: *10 Jahre dualer Rundfunk aus feministischer Sicht*. (= Arbeitstexte Politikwissenschaft, Kommunikation – Medien – Infrastrukturen, Nr. 15). Universität Gesamthochschule Essen, Fachbereich 1, August 1994.

61 Carol Gilligan: *Die andere Stimme. Lebenskonflikte und Moral der Frau*. München/Zürich 1984.

62 Haug, *Erinnerungsarbeit*, 97 (ursprünglich veröffentlicht 1984 als: *Die Moral ist zweigeschlechtlich wie der Mensch. Zur Theorie weiblicher Vergesellschaftung*. In: Claudia Opatz (Hrsg.): *Weiblichkeit oder Feminismus? Beiträge zur Interdisz. Frauentagung, Konstanz 1983*. Weingarten 1984, 95-122.

63 Ebd., 98.

64 Nancy M. Henley hat in: *Körperstrategien. Geschlecht, Macht und nonverbale Kommunikation*. Frankfurt/M. 1988 ausgeführt, daß dieselben nonverbalen Zeichen je nach Geschlecht unterschiedlich gewertet werden.

65 Cornelißen, *Frauen*, 135.

Ganz ähnlich läßt sich für RezipientInnen formulieren: Selbst wenn Männer und Frauen dasselbe sehen, hören oder lesen, bedeuten diese Medieninhalte für Männer etwas anderes als sie für Frauen bedeuten.⁶⁶ So findet Jutta Röser beispielsweise in Fernsehshows eine Doppeldeutigkeit der dort präsentierten Geschlechterverhältnisse: Während Fernsehshows auf der Ebene des Fernsehpersonals extrem geschlechtshierarchisch organisiert sind, ist die Ebene der Spielinhalte häufig egalitär angelegt.⁶⁷ So werden für RezipientInnen ganz unterschiedliche Interpretationsmuster bereitgestellt.

Die feministische Geschlechterforschung, wie sie Getrude Robinson rezipiert, zeigt besonders deutlich, daß Geschlecht sowohl ein Individualmerkmal als auch ein kulturelles Zeichen ist, das in jeder Medienproduktion enthalten ist. Damit erlaubt dieser Ansatz die Einbeziehung einer Vielfalt verschiedener empirischer Erkenntnisse und theoretischer Positionen und ist auch neueren kommunikationswissenschaftlichen Entwicklungen gegenüber anschlussfähig.⁶⁸ Genau in diesem Fortschritt besteht aber auch die Gefahr einer Entpolitisierung, wie sie zum Beispiel Margret Gallagher mit Blick auf die Soap Opera Diskussion und Tania Modleski in Auseinandersetzung mit dem Poststrukturalismus sehen.⁶⁹ Ob der gesellschafts- bzw. systemkritische Blick eine Prämisse der Geschlechterforschung ist⁷⁰, oder ob die neue Phase der feministischen Kommunikationsforschung zum "phase-out"⁷¹ wird, gilt es in der deutschsprachigen Forschung erst noch herauszufinden. Ein Zurück zu den Anfängen der Frauenforschung gibt es jedenfalls nicht.

66 Vgl. Ang, *Gefühl*, 140.

67 Jutta Röser (Hrsg.): *Fernsehshows der 90er Jahre: „Alles Männer oder was?“* (= Medien- und Geschlechterforschung, Bd. 3). Münster 1994.

68 Die Semiotik behandelt Liesbet van Zoonen: *Feminist Media Studies*. London/Thousand Oaks/New Delhi 1994. Verschiedene neuere theoretische Ansätze skizzieren Marie-Luise Angerer und Karin Stockinger: *Feministische Theorien in der Medien- und Kommunikationswissenschaft*. In: *Medien Journal*, 3/1992, 121-125. Eine eher systemtheoretische Betrachtungsweise verwende ich in Lissi Klaus: *Massenmedien in Umbruchphasen – eine Chance für Frauen?* Erscheint im Tagungsband zur Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Publizistik und Kommunikationswissenschaft 1993 in Berlin.

69 Vgl. Margaret Gallagher: *Women and Men in the Media*. In: *Communication Research Trends*, 1/1992, 1-36; Modleski, *Feminism*.

70 Neverla, *Frauenforschung*, 131.

71 Modleski, *Feminism*, 5.

NICOLE KINSKY

Auf dem Weg zu einer feministischen Kommunikationsgeschichte

Feministische Forschung
spürt die Frauen in der Historie auf.

Frauen kommen in der Medien- und Kommunikationsgeschichte bis jetzt nur am Rande vor. Dazu genügt ein Blick in diverse Bibliographien. Themen, die sich mit Frauen beschäftigen, sind deutlich unterrepräsentiert.¹ Noch spärlicher füllt nur noch die Suche nach der Literatur aus, wie denn so eine Forschung zu Frauen in der Medien- und Kommunikationsgeschichte aussehen könnte.

Obwohl Wolfgang Duchkowitsch bereits 1985 einfordert, Frauen stärker als bisher zum Mittelpunkt geschichtlich angelegter Arbeiten zu machen, ist bis heute nicht viel geschehen.² Die Medien- und Kommunikationsgeschichte steht beim Thema Frauen erst ganz am Anfang. Und es gibt Wortmeldungen, die davon ausgehen, daß dies noch eine ganze Weile so bleiben wird. So glaubt Romy Fröhlich,

daß die bisherige Vernachlässigung des Themas *Frauen und Medien* durch die Kommunikationswissenschaft historisch angelegte Forschung fast unmöglich macht – zumindest zur Zeit noch.³

Die Lage ist zwar schwierig, aber keineswegs aussichtslos.

In der deutschsprachigen Publizistik- und Kommunikationswissenschaft hat sich in den vergangenen Jahren langsam ein Umdenken bemerkbar gemacht. Es wird auch nicht nur verstärkt zu Frauen geforscht, sondern es wird auch das "Wie" einer solchen Forschung thematisiert. So erschien beispielsweise 1992 unter Herausgeberin Romy Fröhlich der Sammelband *Der andere Blick. Aktuelles zur Massenkommunikation aus weiblicher Sicht*.⁴ Das *Medien-Journal* widmete im selben Jahr ein Heft ausschließlich dem Thema Frauen

in der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft.⁵ Und Ende 1994 kam der erste Sammelreader *Gender und Medien* heraus, der neunte und vorerst letzte Band innerhalb der Wiener Reihe Studienbücher zur Publizistik- und Kommunikationswissenschaft.⁶

Zweifellos geben die Publikationen auch für historisch angelegte Forschung Anregung. Kein einziger Beitrag in diesen Publikationen beschäftigt sich jedoch konkret mit den Frauen in der Medien- und Kommunikationsgeschichte. Und es findet sich auch kein Artikel, der sich mit den theoretischen Rahmenbedingungen derartiger historischer Forschung auseinandersetzt.

Wer heute zu den Frauen in der Medien- und Kommunikationsgeschichte forschen will, muß deshalb über die Grenzen des eigenen Fachbereiches und auch der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft hinausschauen. Interdisziplinarität ist einmal mehr gefragt.

Hier bietet sich als benachbarte Disziplin zuallererst die Geschichtswissenschaft an. Denn während sich die deutschsprachige Publizistik- und Kommunikationswissenschaft erst in den 90er Jahren allmählich des Themas Frauen angenommen hat, kann die deutschsprachige Geschichtswissenschaft diesbezüglich schon auf eine langjährige Tradition zurückblicken. Forschung zu Frauen wird hier heute nach unterschiedlichen Ansätzen, Theorien und Methoden betrieben. Allen Bemühungen ist jedoch gemeinsam, daß sie Frauen stärker als bisher in den Mittelpunkt wissenschaftlicher Forschung stellen wollen.

Von der Frauengeschichte zur feministischen Frauengeschichte

Bereits in den 60er Jahren beginnt zuerst in den USA, dann aber auch in vielen anderen Ländern, eine intensive Suche nach den vergessenen historischen Erfahrungen der weiblichen Hälfte der Menschheit.⁷ Historikerinnen machen sich daran, ihre Geschichte zu erforschen.⁸

Sie treten mit dem Programm einer Frauengeschichte an die Öffentlichkeit.⁹ Gemäß der Tradition der Geschichtswissenschaft wird zunächst nach herausra-

⁵ *Medien Journal*, 3/1992, Sonderheft *Gender*.

⁶ Marie-Luise Angerer/Johanna Dorer (Hrsg.): *Gender und Medien. Theoretische Ansätze, empirische Befunde und Praxis der Massenkommunikation: Ein Textbuch zur Einführung* (= Studienbücher zur Publizistik- und Kommunikationswissenschaft, Bd. 9), Wien 1994.

⁷ Vgl. Beate Fiesler/Birgit Schulze: *Vorwort*. In: Dies. (Hrsg.): *Frauengeschichte gesucht – gefunden? Anskünfte zum Stand der Historischen Frauenforschung*, Köln/Weimar/Wien 1991, 1–3, hier: 1.

⁸ Vgl. Sylvia Hahn: *Geschichte*. In: Dies./Else Korotin (Hrsg.): *Endberichte zum Projekt "Dokumentation Frauenforschung und Erstellung eines Forschungslückenkatalogs"*, Wien 1994, 73–88, hier: 74.

⁹ Vgl. Ute Frevert: *Frauengeschichte – Männergeschichte – Geschlechtergeschichte*. In: Lynn Blattmann u. a. (Hrsg.): *Feministische Perspektiven in der Wissenschaft*, Zürich 1994, 23–40, hier: 23.

¹ Vgl. etwa: Manfred Bobrowsky (Hg.): *Schriftenverzeichnis Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft Universität Wien 1944–1985*, Wien 1986; Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft Universität Salzburg (Hrsg.): *Kommunikations-Experten, Lebensläufe, Berufswege, Hochschulschriften 1969–1989*, Salzburg 1990; Aktuelle Computerfassung der Hochschulschriften am Wiener Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft.

² Vgl. Wolfgang Duchkowitsch: *Mediengeschichte zwischen Historie und Soziologie. Auf dem Weg von innen nach außen*. In: Dies. (Hrsg.): *Mediengeschichte, Forschung und Praxis. Festschrift für Marianne Lauer-Lindhausen zum 65. Geburtstag*, Graz/Wien/Köln 1985, 37–50, hier: 47.

³ Romy Fröhlich: *Frauen und Medien – Nur ein Thema "en vogue"?* In: dies. (Hrsg.): *Der andere Blick. Aktuelles zur Massenkommunikation aus weiblicher Sicht*, Bochum 1992, 9–24, hier: 16.

⁴ Fröhlich, *Blick*.

genden Persönlichkeiten geforscht. Die vergessenen Heldinnen sind die ersten Identifikationsfiguren und Vorbilder. Die Geschichte der großen Mehrheit der Frauen bleibt damit allerdings nach wie vor ungeschrieben.

In der nächsten Forschungsphase wird der Rahmen daher weiter gesteckt. Erklärtes Ziel ist es nun, den Beitrag der Frauen zu verschiedenen sozialen Bewegungen, politischen Parteien und Organisationen jeder Art näher herauszuarbeiten.

Der theoretische Bezugsrahmen all dieser Forschungen orientiert sich jedoch weiterhin in erster Linie an einem männlichen Wertesystem.¹⁰ Die Frauengeschichte erweitert zwar den Untersuchungsbereich der Forschung, weil jetzt eben auch Frauen zum Thema wissenschaftlicher Arbeiten werden, die Methoden und die herrschende Wissenschaft werden aber in vielen Fällen nicht prinzipiell in Frage gestellt.¹¹

Erst Mitte der 80er Jahre kommt es zu einem intensiven wissenschaftlichen Diskurs um Frauengeschichte versus feministische Frauengeschichte.¹² Die feministische Frauengeschichte kritisiert nun den herkömmlichen Wissenschaftsbegriff und Wissenschaftsbetrieb grundsätzlich. Es geht ihr darum, einem neuen Wertekanon zum Durchbruch zu verhelfen.¹³ Sie erweitert die umfassende Bewegung kritischer Wissenschaftstheorie und -praxis um die Kritik des Sexismus und Androzentrismus in der Wissenschaft. Hauptangriffspunkte sind: Die mangelnde Präsenz von Frauen im Wissenschaftsbetrieb, die Nichtbeachtung bzw. Verbesserung weiblicher Lebenszusammenhänge bei der Wahl wissenschaftlicher Themen sowie bei der Interpretation von Forschungsergebnissen, der Sexismus und Androzentrismus grundlegender Annahmen, Denk- und Sprachformen neuzeitlicher Wissenschaft.¹⁴

Feministische Frauengeschichte orientiert sich an feministischer Wissenschaft und Forschung. Die *Grundsätze feministischer Wissenschaft und Forschung* wurden in der feministischen scientific community ausführlich diskutiert. Feministische Wissenschaft und Forschung heißt demnach:

Überwindung des Androzentrismus, d.h. der Männerzentriertheit der Wissenschaft, deren vorgeblich

so geschlechtsneutrale Begriffe, Theorien, Denkmuster und Methoden einseitig auf die Lebenswelt von Männern hin orientiert und polarisiert sind. Der Androzentrismus in den Wissenschaften heißt, daß männliche Lebens- und Denkweisen zur Leitvorstellung für ein wissenschaftliches Arbeiten gemacht werden, das den Anspruch erhebt, für und über die Menschen und die Allgemeinheit zu sprechen und zu urteilen.

Strikte Anwendung der Gender-Perspektive in der wissenschaftlichen Arbeit. Denn das Geschlecht bestimmt als soziale Strukturkategorie nicht nur die realen Lebensbedingungen von Männern und Frauen, sondern auch die Denksysteme, in die Menschen hineingeboren werden, die sie sich aneignen und damit bestätigen. Diese Denksysteme können aber in einer kritischen Auseinandersetzung verändert werden. Gerade in der Wissenschaft sollten die Geschlechterverhältnisse reflektiert werden, und zwar sowohl in bezug auf die Forschungsobjekte - die eben insbesondere in den Sozialwissenschaften weibliche oder männliche Subjekte sind - als auch in bezug auf die eigene Gender-Zugehörigkeit der Wissenschaftlerinnen oder Wissenschaftler.

Die Forderung nach der Emanzipation der Frauen, um dadurch die bestehenden patriarchalen Verhältnisse zu überwinden.

Parteilichkeit und persönliche Betroffenheit als Grundlage feministischen Forschens. Frauen erfahren die Vernachlässigung und selbstverständliche Instrumentalisierung des Weiblichen auf allen Ebenen wissenschaftlicher Forschung und Theoriebildung am eigenen Leib. Aus diesem Grund wissen sie, wie sich Frauendiskriminierung anfühlt. Das macht sie als Wissenschaftlerinnen grundsätzlich sensibler für die Erforschung ähnlicher Diskriminierungen. Sie wissen aus ihrer eigenen Erfahrung, daß der weibliche Lebenszusammenhang ein anderer ist als der von Männern, während Männer annehmen, daß ihrer universell ist. Frauen können die Forschung deshalb um Themen bereichern, die bislang nicht behandelt wurden.

Die Verbindung zur Autonomen Frauenbewegung und der Bezug zur Praxis. Die Postulate der Parteilichkeit und Betroffenheit fordern nun eine Rückbindung der feministischen Forschung an die Praxis und damit an die politische Frauenbewegung. Feministische Forschung muß sich durch eine kontinuierliche Diskussion mit Frauen aus den verschiedensten gesellschaftlichen Praxisfeldern immer wieder unter Beweis stellen. Feministische Forschung erhält dadurch Impulse aus der Frauenbewegung, andererseits gibt sie so der Frauenbewegung auch Anstöße. Eine Wissenschaft im Elfenbeinturm ist daher nicht feministisch.

Daraus läßt sich zwingend *Interdisziplinarität der feministischen Forschung* ableiten. In der Zusammenarbeit mit anderen Wissenschaftlerinnen können sich außerordentliche Anregungen ergeben.

¹⁰ Vgl. N. N.: Entwicklung der historischen Frauenforschung. In: Uni-Frauenzentrum Berggasse 5/24 (Hrsg.): *Blickwechsel. Ansätze feministischer Geschichtsforschung*. Wien 1984, 4-11, hier: 8f.

¹¹ Vgl. Sigrid Schmid-Bortenschlager: *Wozu und zu welchen Ende forschen Frauen?* In: Hildegard Enzinger u. a. (Hrsg.): *Zwischen Autonomie und Vereinnahmung. Frauenforschung und Feministische Wissenschaft an Österreichs Universitäten*. Klagenfurt/Wien 1990, 113-119, hier: 118.

¹² Vgl. Hahn, *Geschichte*, 78.

¹³ Vgl. Schmid-Bortenschlager, *Ende*, 118.

¹⁴ Vgl. Hanna Beate Schöpp-Schilling: *Frauenforschung*. In: Anneliese Lüssner u. a. (Hrsg.): *Frauenlexikon. Wirklichkeiten und Wünsche von Frauen*. Freiburg/Basel/Wien 1991, 334-338, hier: 335f.

Die einzelnen Richtlinien sind jedoch durchaus umstritten.¹⁵ Kritik konzentriert sich vor allem auf das Postulat der Betroffenheit als methodologischer Ausgangspunkt feministischer Forschung.

Betroffenheit, so wurde kritisiert, sei ein moralisches Prinzip, und könne deshalb nicht in den Rang eines methodologischen Postulats gehoben werden. Diese Anleitung feministischen Forschens berge zudem den Zwang des Identifizierens in sich, und das sei weder für die Frauenbewegung noch für die feministische Wissenschaft förderlich. Weiters sei Denken subjektiv, und Wissenschaft werde durch das Postulat der Betroffenheit emotionell gefärbt.

Das Postulat der Betroffenheit hat daher heute an Bedeutung verloren. Ausgangspunkt feministischer Forschung ist gegenwärtig in erster Linie die Selbstreflexion über die Wahl der Fragestellung, den theoretischen Bezugsrahmen und die Verfahrensweise.¹⁶

Vor diesem Hintergrund der Selbstreflexion wird klar, daß auch Männer feministische Wissenschaft betreiben können. So müssen beispielsweise in den USA angehende Professoren der Philosophie in vielen Fällen nachweisen, daß sie Kenntnisse in feministischer Philosophie haben.¹⁷

Die Zielrichtung aller feministischer Wissenschaft und Forschung formuliert Herta Nagl-Docekal folgendermaßen:

Alle Disziplinen sollen aus dem Blickwinkel des Interesses an der Diskriminierung neu gesehen werden (...): Methoden und Theorien sollen jeweils im einzelnen daraufhin untersucht werden, ob sie mit der Menschenwürde der Frau vereinbar sind oder nicht.¹⁸

Am Beispiel der Frauenzeitschriften sollen nun die methodischen und theoretischen Probleme feministischer Forschung näher erläutert werden, da Frauenzeitschriften im Mittelpunkt einer eigenen feministisch angelegten Dissertation standen.

Feministische Methoden

So richtete sich die feministische Kritik zunächst vor allem gegen die ausschließlich quantitativen Methoden empirischer Sozialforschung wie zum Beispiel die Befragung mit voll-standardisierten Fragebögen. Zum Beispiel wird bei großen Bevölkerungsumfragen fast immer auf standardisierte Befragungen zurückgegriffen.

Viele feministische Wissenschaftlerinnen halten diese Erhebungsform für ihre Fragestellungen für unzu-

reichend, da die Befragten in standardisierten Befragungen keine eigenen Formulierungen wählen können und gezwungen werden, sich in den konzeptuellen Rahmen des Fragebogens einzufügen. So würde empirische Sozialforschung zu einem Herrschaftsinstrument, wurde argumentiert, das auch Frauen zum Schweigen bringe.

Feministische Forscherinnen bevorzugen deshalb überwiegend qualitative Erhebungstechniken. Denn derartige Erhebungstechniken ermöglichen ihnen eine bessere Erfahrung der bisher unerforschten familiären und beruflichen Lebenszusammenhänge von Frauen, der typischen Brüche in ihren Biographien oder der Ambivalenzen weiblicher Identität.

Häufig eingesetzt wird von feministischen Forscherinnen zum einen das *Interview*. Beim narrativen, also frei erzählenden Interviews, oder bei der Intensivbefragung, dem sogenannten Tiefeninterview, die mit einem Frage-Leitfaden ohne vorformulierte Antwortvorgaben durchgeführt werden, bestimmen die befragten Personen selbst Inhalte, Kontext und Umfang ihrer Antworten. In der Forschung zu Frauenzeitschriften würden sich Interviews beispielsweise vor allem in der KommunikatorInnen- und RezipientInnenforschung eignen.

Sowohl Journalistinnen als auch Leserinnen könnten auch in *Gruppendiskussionen* zu vorgegeben Leitfragen befragt werden. Auch diese Methode wird in der feministischen Forschung häufig verwendet.¹⁹

Eine klassische feministische Methode ist auch die sogenannte *Aktionsforschung*. Sie wurde 1978 von Maria Mies in ihrem programmatischen Ansatz über methodische Postulate der Frauenforschung gefordert.

Neben der bewußten Parteilichkeit verlangte sie von den Frauenforscherinnen die aktive Teilnahme an emanzipatorischen Aktionen und die Integration der Frauenforschung in eben diese Aktionen. Die traditionelle Trennung von Politik und Wissenschaft sollte dadurch aufgehoben werden. Der Forschungsprozeß sollte durch die Aktionsforschung zu einem Bewußtwerdungsprozeß für die Forscherin und Forschungssubjekte über die gesellschaftlichen Mechanismen der Unterdrückung der Frau werden.²⁰ Bei einem Forschungsprojekt zu Frauenzeitschriften würde Aktionsforschung beispielsweise bedeuten, daß die Forscherin selbst für einige Zeit in der Redaktion einer Frauenzeitschrift mitarbeitet.

Eine weitere Methode von feministischen Forscherinnen ist auch die *Biographieforschung*. Genauso wie die Aktionsforschung macht es diese Methode den forschenden und befragten Frauen möglich, in den Prozeß des wechselseitigen Lernens einzutreten, was wiederum den Grundlagen feministischer Wissenschaft und Forschung entspricht.²¹ Der Biographieforschung kommt somit in der Medien- und Kommunikationsgeschichte

15 Vgl. Brigitte Brück u. a. (Hrsg.): *Feministische Soziologie, eine Einführung* (= Reihe Campus Studium). Frankfurt/New York 1992, 25-28.

16 Vgl. Angelika Volst: *Feministische Forschung im Spannungsfeld zwischen Wissenschaft und Politik*. In: Enzinger, *Autonomie*, 31-38, hier: 31.

17 Vgl. Barbara Helm: *Kongreßbericht, Philosophinnen in Europa 1992 - Zukunft ohne Diskriminierung?*. In: *Die Philosophin*, 6/1992, 97-104, hier: 102.

18 Herta Nagl-Docekal: *Feministische Geschichtswissenschaft - ein unverzichtbares Projekt*. In: *L'Homme*, 1/1990, 7-18, hier: 12f.

19 Vgl. Brück u. a., *Soziologie*, 31-34.

20 Vgl. Maria Mies zit.nach Brück u. a., ebd., 33.

21 Vgl. Brück u. a., *Soziologie*, 34.

unter einem feministischen Blickwinkel neue Bedeutung zu.²² Die Biographieforschung würde sich bei Frauenzeitschriften nun ebenfalls in der RezipientInnenforschung eignen.

Häufig wird in der feministischen Forschung auch die *Inhaltsanalyse* verwendet. Mit diesem Instrument läßt sich am Beispiel Frauenzeitschriften geschlechtsspezifischen Inhalten und Darstellungen auf die Spur kommen.

Die methodischen Diskussionen in den 80er Jahren haben jedoch dazu geführt, daß auch quantitative Erhebungs- und Auswertungsmethoden weiterhin ihren Platz haben. Die Diskurse zum Thema feministische Methode trafen sich letztlich in der Erkenntnis, daß alle Methoden angewandt werden können, wenn dies feministischer Forschung dienlich ist.²³

Auch die Überlegungen zu einer feministischen historischen Methode gehen in diese Richtung wie ein Beitrag zur *Entwicklung der historischen Frauenforschung*²⁴ zeigt. Auch hier ist der Schluß eindeutig:

Es kann nicht darum gehen, eine feministische historische Methode anzugeben, sondern darum, die verschiedenen qualitativen und quantitativen sozialwissenschaftlichen und historischen Methoden mit feministischen Erkenntnisinteresse anzuwenden. Zu einem erheblichen Teil bestimmt die Quellenlage, welche Methode verwendet wird. Eben weil Frauen in der Geschichtswissenschaft bis jetzt nicht vorkamen, müssen neue Quellen gefunden werden (als geschichtswürdig erkannt werden) und produziert (...) werden.²⁵

Seit Beginn der 80er Jahre begann sich jedoch in der feministischen Geschichtswissenschaft speziell auch die *Oral History* als beliebtes Methodeninstrument durchzusetzen.²⁶ Bei einem Frauenprojekt wurde die Oral History im deutschsprachigen Raum erstmals in den 70er Jahren angewandt.²⁷ Die Oral History könnte nun in der Forschung zu Frauenzeitschriften ebenfalls in der KommunikatorInnen- und RezipientInnenforschung angewandt werden.

Insgesamt wird jedoch in der feministischen Forschung gerne ein Mehrmethodenansatz verwendet. Da feministische Forschung fast immer noch Neuland be-

treten muß, scheint ein solches Vorgehen am effektivsten.²⁸

Theorien in der feministischen Forschung

Wesentlich weniger Konsens als in der Methodendiskussion besteht jedoch innerhalb der feministischen scientific community hinsichtlich der Frage, welche Theorien in der feministischen Forschung verwendet werden sollen.

So bezieht sich feministische Forschung auf der einen Seite auf *traditionelle Theorienansätze*, die jedoch *durch die Einziehung der Gender-Perspektive* von Grund auf verändert werden.

Für viele feministische Forschungsprojekte bilden beispielsweise die marxistische Theorie und die Kritische Theorie die Grundlage.²⁹

Auf der anderen Seite hat die feministische Forschung *feministische Theorien* zum Ausgangspunkt.

Die feministische Tradition ist jedoch überaus vielfältig. So wurden zu allen Detailfragen verschiedene Theorien entwickelt, die nicht nur inhomogen sind, sondern zum Teil auch inkompatibel.

Der feministische Theoriediskurs der Gegenwart geht von der neuen Frauenbewegung aus, die sich in den 60er Jahren in den westlichen Ländern etabliert hat. Die USA und Kanada haben hierbei einen deutlichen zeitlichen Vorsprung. Dort kristallisierten sich auch zuerst folgende drei klar umrissene Grundpositionen heraus:

Der liberale Feminismus: Diese Position konzentriert sich auf die Forderung nach "equal rights" und "equal opportunities". Von dieser Position konnten beispielsweise Forschungen zu Frauenzeitschriften ausgehen, die sich mit Frauen als Medienmitarbeiterinnen beschäftigen. Denn die Verfechterinnen dieser Position gehen davon aus, daß mehr Journalistinnen andere Medieninhalte garantieren würden.

Der radikale Feminismus: Zu diesem Terminus wird eine Reihe unterschiedlicher Theorien gezählt. Ihnen allen ist jedoch gemeinsam, daß sie von der These ausgehen "The private is political" bzw. die Annahme vertreten, daß die Unterdrückung der Frau einen besonderen, mit anderen gesellschaftlichen Konflikten nicht vergleichbaren Charakter habe und daher spezifische Analysekriterien notwendig mache. In diesem Zusammenhang wurde der Begriff des Patriarchats zu einer zentralen Kategorie.³⁰ Diese Theorie bietet sich beispielsweise an, um in Frauenzeitschriften die sexistische Darstellung von Frauen zu erforschen. Und diese Position eignet sich auch, um die patriarchale

²² Vgl. etwa: Holger Rust: *Biographische Kommunikationsforschung: Ein Schritt auf dem Weg zu "kontextuellen" Medienwissenschaft*. In: Manfred Bobrowsky u. a. (Hrsg.): *Medien- und Kommunikationsgeschichte. Ein Textbuch zur Einführung* (= Studienbücher zur Publizistik- und Kommunikationswissenschaft, Bd. 6). Wien 1987, 42-52; Hans-Dieter Kübler: *Medienbiographien - ein neuer Ansatz der Rezeptionsforschung?* In: Bobrowsky u. a., *Medien- und Kommunikationsgeschichte*, 53-65; Kunt Hackett: *Medienbiographien - Bausteine für eine Rezeptionsgeschichte*. In: Bobrowsky u.a., *Medien- und Kommunikationsgeschichte*, 66-77.

²³ Vgl. Brück u. a., *Soziologie*, 34f.

²⁴ N. N., *Entwicklung*, 4-11.

²⁵ Ebd., 8.

²⁶ Vgl. Hahn, *Geschichte*, 83.

²⁷ Vgl. Gabrielle Hanch: *Einleitung*. In: Dies. (Hrsg.): *Geschlecht - Klasse - Ethnizität* (= FfH-Faschenbericht, Bd. 29). Wien/Zürich 1993, 8-13, hier: 13.

²⁸ Vgl. Brück u. a., *Soziologie*, 38.

²⁹ Vgl. ebd., 28f.

³⁰ Vgl. Nagl-Docekal, *Geschichtswissenschaft*, 9.

Strukturierung des Frauenzeitschriftenmarktes aufzuzeigen.³¹

Der *marxistische Feminismus*: Diese Position sieht die Ursache für die Unterdrückung der Frauen in der gesellschaftlichen Struktur. So gehe die Befreiung der Frau nur mit einem Wechsel vom kapitalistischen zum sozialistischen System einher. Denn im Sozialismus sei die Unterdrückung der Frauen nicht mehr möglich, da sie wirtschaftlich unabhängig und damit gleichgestellt seien. Ausgehend von dieser Theorie könnte beispielsweise die ökonomische Situation von Mitarbeiterinnen in Frauenzeitschriften untersucht werden.³²

Weitere Feminismen sind beispielsweise lesbischer und schwuler Feminismus, Dritte-Welt-Feminismus, afroamerikanischer Feminismus, anarchistischer Feminismus, jüdischer Feminismus, antimilitaristischer Feminismus oder ökologisch-zentrierter Feminismus. Die meisten Bewegten in den verschiedenen Szenen arbeiten auch in andern intellektuellen und politischen Bewegungen mit. Und jede einzelne dieser Bewegungen hat oft eigenständige Interessen und Herangehensweisen an die Diskussion über Geschlecht, Wissenschaft und Erkenntnis. In der Folge stimmen feministische Analysen oft in vielen wichtigen Aspekten nicht miteinander überein.³³

So würde sich lesbischer Feminismus beispielsweise dazu eignen, um mit Hilfe einer Inhaltsanalyse in Frauenzeitschriften heterosexuelle Tendenzen aufzuzeigen. So wird eine lesbische Lebensweise etwa in kommerziellen Frauenzeitschriften so gut wie nicht thematisiert. Und ausgehend von einem Dritte-Welt-Feminismus ließe sich in Frauenzeitschriften ebenfalls mit Hilfe einer Inhaltsanalyse etwa die verzerrte Darstellung von Frauen in Entwicklungsländern ans Licht bringen. Je nach Art des Feminismus würde bei der Untersuchung von Frauenzeitschriften immer speziell ein Blickwinkel besonders in den Mittelpunkt rücken.

Die Auseinandersetzung mit der Verschiedenheit unter Frauen steht im Vordergrund der feministischen Theoriediskussion in den 90er Jahren steht. Dieser Theorieansatz eignet sich beispielsweise dafür, um das unterschiedliche Leserinnenpublikum von Frauenzeitschriften näher zu untersuchen. Das *Forschungsparadigma der Frauendifferenz* befindet sich derzeit allerdings erst auf dem Weg zu einem theoretischen Ansatz zur Beschreibung und Analyse von unterschiedlichen Frauenwirklichkeiten in männerdominierten Machtverhältnissen. Es ist eine Herausforderung zukünftiger

feministischer Forschung, Verschiedenheit zu einem wissenschaftlichen Ansatz weiterzuentwickeln.³⁴

Im Zuge der Debatte um die Verschiedenheit unter Frauen kommen jetzt auch verstärkt die negativen Seiten des Feminismus ins Blickfeld. So können auch die verschiedenen Feminismen diskriminierend sein. Die Befreiungskonzepte enthalten mitunter eurozentristische, rassistische, bürgerliche und heterosexistische Elemente.³⁵ Ende Oktober 1994 beschäftigte sich ein internationales Symposium zum Thema *Rassismen & Feminismen. Differenzen und Machtverhältnisse unter Frauen* an der Universität Wien mit diesen weniger schönen Seiten des Feminismus, die bisher von vielen übersehen worden waren.

Auch die kürzlich erschienene Publikation *Von der halben zur ganzen Wahrheit. Einführung in feministisches Denken* von Elisabeth K. Minnich geht auf diese neue Debatte ein und versucht zudem eine erste Zusammenfassung der zahlreichen feministischen Theorien.³⁶

Auf Grund der ungeheuren Vielfalt der feministischen Theoriebildung wird der Begriff der feministischen Wissenschaft jedoch mitunter für verfehlt gehalten. So plädiert etwa Uta C. Schmidt in ihrem einführenden Werk zu feministischer Geschichtswissenschaft dafür, lieber von einer "feministischen Perspektive in der Geschichtswissenschaft" zu sprechen.³⁷ Der Begriff der feministischen Wissenschaft scheint jedoch im Gegensatz dazu weiterhin angebracht, um die Radikalität des feministischen Anspruchs zu unterstreichen.

Feministische Forschung in der Medien- und Kommunikationsgeschichte kann bis jetzt allerdings noch nicht auf feministische Medientheorien oder eine feministische Theorie der Medien- und Kommunikationsgeschichte zurückgreifen. So gibt es bis jetzt nur vereinzelt Ansätze zu einer feministischen Medientheorie.³⁸ Eine ausformulierte feministische Medientheorie fehlt jedoch noch immer.

Für die Herausbildung einer feministischen Theorie der Medien- und Kommunikationsgeschichte könnte es jedoch von Vorteil sein, daß es bis jetzt auch noch keine Theorie der Medien- und Kommunikationsgeschichte gibt.³⁹ Denn bei der Entwicklung einer

³¹ Vgl. Nicole Kinsky: *Hausfrau, Mutter und Gesellschaftsdame. Der Markt der kommerziellen Frauenzeitschriften in Österreich 1918 bis 1938. Eine feministische Kommunikationsgeschichte*. 2 Bde., Bd. 2, phil. Diss., Wien 1994.

³² Vgl. Ursula I. Meyer: *Einführung in die Feministische Philosophie*. Aachen 1992, 15.

³³ Vgl. Sandra Harding: *Das Geschlecht des Wissens*. Frankfurt/New York 1994, 13, 20, 314.

³⁴ Vgl. Sieglinde Rosenberger: *Feminism und Multiculturalism. Gedanken zur Verschiedenheit*. In: *Medien Journal*, 3/1992, 171-175.

³⁵ Vgl. Harding, *Geschlecht*, 19.

³⁶ Vgl. Elisabeth K. Minnich: *Von der halben zur ganzen Wahrheit. Einführung in feministisches Denken*. Frankfurt/New York 1994.

³⁷ Vgl. Uta C. Schmidt: *Vom Rand zur Mitte. Aspekte einer feministischen Perspektive in der Geschichtswissenschaft*. Dortmund/Zürich 1994.

³⁸ Vgl. *Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis*, 30/1991, Sonderheft feministische Öffentlichkeit - patriarchale Medienwelt..

³⁹ Vgl. etwa Winfried B. Lerg: *Theorie der Kommunikationsgeschichte*. In: Roland Burkart/Walter Hömberg (Hrsg.): *Kommunikationstheorien. Ein Textbuch zur Einführung (= Studienbücher zur Publizistik- und Kommunikationswissenschaft*, Bd. 8). Wien 1992.

Theorie der Medien- und Kommunikationsgeschichte könnten so nun von Anfang an gleichwertig neben anderen Aspekten auch feministische Gesichtspunkte einfließen.

Feministische Forschung kann aber nicht nur die Erkenntnisse über Frauen in der Geschichte vergrößern. So stellte sich im Zuge der Diskussion um feministische Forschung in der Frauengeschichte immer deutlicher heraus, daß analog zur Frage nach den Frauen in der Geschichte auch die Frage nach den Männern in der Geschichte gestellt werden muß. Hintergrund für diese Forderung war folgende Asymmetrie: Solange geschlechtsspezifische Fragestellungen lediglich in bezug auf Frauen analysiert werden, bilden diese zwangsläufig ein Sonderproblem. Und die allgemeine Geschichte wird weiterhin unhinterfragt mit den Männern in Zusammenhang gebracht.⁴⁰

Von der feministischen Frauengeschichte zur feministischen Geschlechtergeschichte

So führt die theoretische Entwicklung der Forschung zu Frauen in der Geschichte in den 80er Jahren nicht nur zum Diskurs um Frauenforschung versus feministische Forschung, sondern auch zu dem umfassenden Projekt der *Geschlechtergeschichte*.⁴¹ Die Geschlechtergeschichte setzt sich nun zur Aufgabe "die Beziehungen zwischen den Geschlechtern und den Einfluß des Geschlechts auf die Geschichte"⁴² zu berücksichtigen. Eine *feministische Geschlechtergeschichte* wird dies nun von einem feministischen Blickwinkel aus tun.

Im angloamerikanischen Raum ist diese Art von Forschung unter "gender studies" bekannt.⁴³

Für das Wort "gender" gibt es im Deutschen keine direkte Entsprechung. Mit "gender" wird im Englischen das soziale bzw. kulturelle Geschlecht bezeichnet. Das Englische unterscheidet zwischen "sex" und "gender". Im Gegensatz zur Bedeutung des Wortes "gender" ist mit "sex" das biologische bzw. anatomische Geschlecht gemeint. *Gender* wird deshalb im Deutschen üblicherweise mit sozialem Geschlecht übersetzt.

Auch im deutschsprachigen Raum tauchen deshalb jetzt in der Diskussion um feministische Forschung immer häufiger die Begriffe "gender" und "gender studies" auf.⁴⁴

Bei Frauenzeitschriften ließe sich nun beispielsweise mit Hilfe der Geschlechterforschung untersuchen, wie die Verteilung der leitenden Posten in den Frauenzeitschriften aussieht, ob beispielsweise selbst in Frauenzeitschriften die Posten in der obersten Hierarchie von Männern besetzt sind und Frauen wieder nur in den unteren hierarchischen Rängen vorkommen.

Dieser Ansatz der "gender studies" bzw. Geschlechtergeschichte stößt allerdings immer wieder auf massive Kritik. So wird kritisiert, daß Frauen jetzt wieder nur unter etwas Allgemeines subsumiert werden.⁴⁵ Weiterer Kritikpunkt ist die Tatsache, daß sogenannte "male-oriented" gender studies derzeit unübersehbar im Vormarsch sind.⁴⁶

Forschungen zu *Frauengeschichte* und *Männergeschichte* bilden jedoch die unabdingbare Voraussetzung für eine Geschlechtergeschichte.⁴⁷ Und hier zeigte sich nun, daß bis jetzt Forschungen zu kurz gekommen sind, in denen Männer und Männlichkeit explizit thematisiert werden.

Streikende Männer wurden (...) auf geschlechtslose Streikende zurechtgerückt, wählende Männer auf Wähler, lohnarbeitende Männer auf Lohnarbeiter usw. Männer, die einem Verein angehörten, rubrizierten als Vereinsmitglieder, deren Geschlecht zwar zumeist außer Frage stand, aber nicht eigens thematisiert wurde.⁴⁸

Um Geschlechtergeschichte betreiben zu können, muß daher die Männergeschichte ebenfalls verstärkt erforscht werden. So sollte etwa in den Frauenzeitschriften nicht immer nur das Bild der Frau untersucht werden, sondern es wäre auch überaus aufschlußreich einmal explizit das Bild des Mannes zu erforschen, das von den Frauenzeitschriften entworfen wird.

Eine feministische Forschung könnte nun auch den Blick auf die Männer in der Geschichte schärfen. Eine *feministische Männergeschichte* wäre demnach daran orientiert, die Beschränkungen der männlichen Rolle aufzuheben. Sie hat jedoch gleichzeitig die männliche Vormachtstellung gegenüber den Frauen mitzureflectieren.⁴⁹

Eine feministische Männerforschung wirkt auf den ersten Blick ohne Zweifel paradox. Doch die

feministische Perspektive (...) ist (...) nicht auf ein bestimmtes Geschlecht oder auf einen bestimmten Gegenstandsbereich fixiert, sondern antwortet auf ein individuelles wie gesellschaftliches Perspektivierungsbedürfnis. Insofern das Geschlechterverhältnis immer Bezugspunkt bleibt, geht sie Männer und Frauen an.⁵⁰

204-229; Arno Mauerbrugger: *Zwischen den Disziplinen. Warum Rahmentheorien mehr versprechen als das Ritual einer "Theorie der Kommunikationsgeschichte" halten kann*. In: *Medien und Zeit*, 2/1993, 29-37.

⁴⁰ Vgl. Nagl-Doeckal, *Geschichtswissenschaft*, 17.

⁴¹ Vgl. Karin Hausen/Heide Wunder: *Einleitung*. In: Dies. (Hrsg.): *Frauengeschichte - Geschlechtergeschichte*. Frankfurt/New York, 9-18.

⁴² Edith Saurer zu nach Hahn, *Geschichte*, 78.

⁴³ Vgl. Marie-Luise Angerer: *Prolog. Gender (Relations) als soziale und Denk-Kategorie*. In: *Medien Journal*, 3/1992, 117-120, hier: 118.

⁴⁴ Vgl. Marie-Luise Angerer/Karin Stockinger: *Editorial*. In: *Medien Journal*, 3/1992, 113-115, hier: 114.

⁴⁵ Vgl. Hauch, *Einleitung*, 13.

⁴⁶ Vgl. Angerer, *Prolog*, 118; Vgl. Kinsky, *Hausfrau*, 109; Schmidt, *Rand*, 129.

⁴⁷ Vgl. Hausen/Wunder, *Einleitung*, 12.

⁴⁸ Frevert, *Frauengeschichte*, 30.

⁴⁹ Vgl. Kinsky, *Hausfrau*, 109.

⁵⁰ Schmidt, *Rand*, 129.

LEITUNG: DR. MARIE-LUISE ANGERER¹

Frauen in der österreichischen Medien- und Kulturindustrie

Zusammenfassung eines Projektberichtes

Ein Projekt der Österreichischen Gesellschaft für Kommunikationskultur (ÖGK), Institut für Publizistik und Kommunikationswissenschaft der Universität Salzburg, Salzburg/Wien 1994

I. Allgemeines zum Projekt²

Im Zentrum der vorliegenden Untersuchung steht die Arbeitssituation der audiovisuellen Produzentinnen, die wir in Medien- und Kulturproduzentinnen und -vermittlerinnen unterscheiden. Österreichweit befragten wir quantitativ und qualitativ Frauen in der Musik-, Film- und Videoproduktion, im Kulturellen Management (soweit dieses sich auf Film-, Video- und Musikorganisation konzentriert) und im Österreichischen Rundfunk. Ziel der Arbeit war es, nicht nur den Status quo zu beschreiben, sondern auch Einblick in (zum Teil idealisierte) Berufsfelder zu vermitteln.

Zwei Grundgedanken bildeten die Ausgangsbasis für das Projekt: Zum einen das Wissen, daß Frauen in der audiovisuellen Produktion in der Mehrheit Positionen innehaben, die mit wenig Entscheidungs- und Verantwortungskompetenz ausgestattet sind; zum anderen das Schlagwort der "Feminisierung" des audiovisuellen Arbeitsmarktes, das die Zunahme von weiblichen Arbeitskräften in den Kommunikations- und Kulturberufen meint. In der negativen Wortverwendung impliziert Feminisierung Prestige- und Einkommensverlust: Je mehr Frauen sich in einer Berufsgruppe befinden, desto geringer ist das soziale Prestige dieses Berufs, und desto geringer sind die Aufstiegs- und damit Einkommenschancen. Mit Feminisierung im positiven Wortsinn ist, oder besser, war speziell in Hinblick auf die Medien jahrelang die Hoffnung verbunden, daß mehr Frauen in den Kultur- und Kommunikationsberufen die

"Bilder" von Frauen in den Medien realistischer, lebensnäher, gleichberechtigter gestalten würden. Eine Erwartung, die sich nicht erfüllen konnte, da sie durch eine "falsche" Ausgangsbasis angeleitet wird, nämlich Bilder als "Abbilder" von Realitäten zu begreifen.

II. Der audiovisuelle Arbeitsmarkt: Trends, Charakteristika, Konsequenzen

Das Projekt ist vor dem Hintergrund des sich rapide verändernden audiovisuellen Arbeitsmarktes angesiedelt. Die Schlagworte lauten Globalisierung - Fusionierung - Mobilisierung - Flexibilisierung - Digitalisierung - Feminisierung. Der Begriff Feminisierung im Sinne einer immer größer werdenden Verletzbarkeit der ArbeitnehmerInnen spielt dabei eine Schlüsselrolle: Aufgrund der zu erwartenden Intensivierung von Arbeitszeit und -druck, Mobilität und Flexibilität bei zunehmend geringerer sozialer Sicherheit läßt vermuten, daß Frauen von sehr vielen Produktionsbereichen ausgeschlossen sein werden bzw. sich selbst ausschließen (müssen) aufgrund familiärer Zuständigkeiten.

Der audiovisuelle Arbeitsmarkt weist äußerst heterogene Berufsbilder auf, es gibt handwerkliche, technische, künstlerische, intellektuelle und kaufmännische Berufe. Das berufliche Anforderungsprofil ist komplex, neben fachspezifischen, kommunikativen und technischen Kompetenzen sind juristische, ökonomische und betriebswirtschaftliche Kenntnisse vonnöten. Die technologische Entwicklung macht die ständige Auseinandersetzung und Weiterbildung mit neuen Produktionstechniken erforderlich. Derzeit vermitteln nur spezifische Ausbildungswege diese Qualifikationen. Versuche zu integrierten, interdisziplinären Ausbildungen, die dieses Qualifikationsprofil "im Paket" anbieten, existieren erst in Ansätzen. Noch ist es üblich, sich auf formalem und informellem Weg die unterschiedlichen Qualifikationen zu erwerben. Die Devise ist nach wie vor learning by doing oder training on the job.

Sowohl die Arbeitszeit, der Arbeitseinsatz, die Arbeitsanforderungen sowie Flexibilität und Mobilität der ArbeitnehmerInnen im Arbeitsbereich Kommunikation unterliegen derzeit einschneidenden Veränderungen. Flexible Zeiten und flexible Orte werden in Hinblick noch charakteristischer und selbstverständlicher sein. Dienstverhältnisse im Sinne eines Angestelltenverhältnisses am Medien- und Kommunikationsmarkt immer rarer. Jede/r einzelne Medienmitarbeiter/in wird a) seine eigenen Produktionsmittel besitzen (müssen), und er/sie wird b) via Funkleitungen durchgehend und überall sendebereit sein. Der/die Medien- und Kommunikationsarbeiter/in wird zunehmend sein/ihr eigene/r Unternehmer/in sowie gleichzeitig sein/ihr eigene/r Medien- und Kommunikationsmanager/in.

Der durch die Europäische Union eingeleitete, grenzüberschreitende Produktionsprozeß gewinnt vor allem auch in Hinblick auf den audiovisuellen Arbeitsmarkt besondere Bedeutung. Zunehmend selbstverständlicher wird es werden, in einem der europäischen Mitgliedsländer bzw. für eine der europäischen Sende-

¹ Unter Mitarbeit von: Rike Frank, Tina Ludescher, Dr. Susanne Lummerlmg, Mag. Daniele Pabinger, Brigitte Singer, Mag. Erich Sutterlitti, Mag. Brigitte Zehethofer.

² Das Projekt *Frauen in der österreichischen Medien- und Kulturindustrie* wurde vom Büro der Frauensministerin Johanna Dohnal finanziert und erscheint als *Schriftenreihe der Frauenministerin*. Der Endbericht, bestehend aus einem redaktionellen Teil sowie zwei Materialbänden, liegt sowohl dort als auch am Institut für Publizistik und Kommunikationswissenschaft der Universität Salzburg auf. Eine Kopie des Gesamtprojektes ist zum Herstellungspreis erhältlich. Des weiteren wird sich das *Medien Journal* 2/1995 ausführlich mit dem Projekt beschäftigen. Darüber hinaus ist eine Videodokumentation gemeinsam mit dem Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft der Universität Salzburg geplant.

anstalten zu produzieren. Dazu sind Kenntnisse der jeweiligen Landessprache genauso erforderlich wie Kenntnisse der jeweiligen Medienmärkte mit deren ökonomischen und juristischen Strukturen. Immer wichtiger wird auch das nationale und internationale Kommunikations- und Medienmanagement.

III. Die geschlechtsspezifische Segmentation des audiovisuellen Arbeitsmarktes

Unterschiedliche theoretische Modelle versuchen die geschlechtsspezifischen Differenzen am Arbeitsmarkt zu erklären. Dazu zählen die geschlechtsspezifische Rollen- und Sozialisationstheorie (sie begreift die Unterschiede zwischen Frauen- und Männerarbeitsplätzen bzw. frauentypische Berufswahl als Folge der mädchenstypischen Rollen- und Sozialisations-erfahrung) und die These vom geschlechtsspezifischen Arbeitsvermögen (Elisabeth Beck-Gernsheim, Hona Ostner), dessen Ursache im segmentierten weiblichen Lebenszusammenhang (Ulrike Prokop) sowie in dessen Fortsetzung am Arbeitsmarkt zu sehen (Hausfrauen-tätigkeit als charakteristisches Merkmal zahlreicher Berufssegmente, in denen Frauen sehr häufig anzutreffen sind) ist. Diesem weiblichen Lebenszusammenhang ist es nach Ulrike Prokop auch zuzuschreiben, daß Frauen trotz Berufstätigkeit familienorientiert sind und sich nie ausschließlich zwischen Familie und Beruf entscheiden können.³ Frauenarbeitsplätze sind schlechter bezahlt, stehen in der beruflichen Rangskala an unterster Stelle, weisen die schlechteren Arbeitsbedingungen auf usw. Alle diese Charakteristika von Arbeitsplätzen und -bedingungen von Frauen resultieren, so Bennhold-Thomsen, aus der kapitalistischen Arbeitstrennung, die die Frau einmal grundsätzlich zur Hausfrau und den Mann grundsätzlich zum Lohnarbeiter macht. Dabei handle es sich um ein Prinzip, entlang dessen Linien gegenwärtige Gesellschaft organisiert ist.⁴

Identitäten/Selbstwertgefühl/Selbstbilder: "weiblich" versus "männlich"

Anfang der 80er Jahre mehren sich Untersuchungen, die sich dem Kontext Frauen/Karriere/Frauen in Führungsrollen widmen. "Weibliche" Qualitäten wie z.B. Gefühle-Zeigen oder Sich-Einfühlen-Können werden positiv gesetzt und als für "allgemein-notwendig" für diese Arbeitsbereiche erachtet. Gleichzeitig verweisen diese Aspekte aber auch auf jene als "typisch weiblich" gehandelten Verhaltensmuster, wie wenig Selbstwertgefühl und Durchsetzungsvermögen, Unsicherheit, joining (sich an den Mann anhängen) oder Zerrissenheit (zwischen Familie und Beruf), die sich beruflich betrachtet negativ auswirken.

Ab Mitte der 80er Jahre rückt innerhalb der interdisziplinär ausgerichteten feministischen Theorie das Verhältnis der Geschlechter in den Mittelpunkt, d.h., es findet eine Verschiebung weg vom Begriff "Frauen" hin zu "gender" statt. Im Rahmen der Gender-Forschung werden nun Weiblichkeit und Männlichkeit nicht als stabile, soziale Ausgangsbasen verstanden, sondern als nicht-fixierbare Größen, die ständig in einem sozialen/kulturellen Diskursgewebe formuliert und reformuliert werden. Dadurch verschiebt sich die Frage von "Wie lassen sich Weiblichkeit und Männlichkeit beschreiben bzw. definieren?" zu "Wie entsteht der Bedeutungskomplex von weiblich und männlich, wodurch werden weibliche und männliche Positionen eingenommen und zugeschrieben?".

Im vorliegenden Projekt haben wir den Versuch unternommen, diese(n) paradigmatischen Verschiebungen nachzugehen und sie zu überprüfen. Wir haben danach gefragt, was Frauen im audiovisuellen Produktionsbereich tun, vor allem aber, wodurch sich "weiblich" und "männlich" in den unterschiedlichen Bereichen definieren und bestimmen.

IV. Deskription des Untersuchungsfeldes

Die Untersuchung ist zweifach angelegt, quantitativ und qualitativ. Quantitativ, um einen möglichst umfassenden Einblick in die Arbeitssituation der in der audiovisuellen Produktion tätigen Frauen zu erhalten. Qualitativ, um konkrete Momente und Mechanismen in Erfahrung zu bringen.

1.) QUANTITATIVE UNTERSUCHUNG

In einem ersten Schritt suchten wir die Situation der weiblichen Beschäftigten (sowohl in den Privatfirmen als auch die freiberuflich Tätigen) österreichweit mittels telefonischer Umfrage zu erfassen. Gleichzeitig erhoben wir damit, wieviele Beschäftigte die Firma insgesamt hat und wieviele davon weiblich sind. Wir nahmen nur jene Firmen auf, die Frauen im nichtadministrativen Bereich beschäftigen. Mithilfe dieser Daten verschickten wir anschließend die Fragebögen, das heißt, jede der Firmen bekam soviele Fragebögen wie Frauen dort als Medien- und Kulturvermittlerinnen sowie -produzentinnen arbeiten. Die auf diese Weise erfaßten Frauen verteilen sich aufgrund des Fragebogen-Rücklaufs (Rücklaufquote 13,7%) folgendermaßen auf die von uns unterschiedenen Berufsgruppen (siehe Abb.: 1 Frauen in Medienberufen).

Diese Berufsgruppen wurden in der Folge zu größeren Gruppeneinheiten zusammengefaßt:

| Berufsgruppe | Antworten | Prozent der Befragten |
|----------------------------|-----------|-----------------------|
| technische Produktion | 177 | 43,1 % |
| journalistische Produktion | 158 | 38,4 % |
| Künstlerin / Autorin | 133 | 32,4 % |
| Kulturelles Management | 75 | 18,2 % |
| sonstiges | 68 | 16,5 % |

³ Vgl. Ulrike Prokop: *Weiblicher Lebenszusammenhang. Von der Beschränktheit der Strategien und der Unangemessenheit der Wünsche*. Frankfurt/M. 1980, 44.

⁴ Vgl. Veronika Bennhold-Thomsen: *Zur Bestimmung der geschlechtlichen Arbeitsteilung im Kapitalismus*. In: Weirhof, Claudia et al.: *Frauen, die letzte Kolonie*, Reinbek b. Hamburg 1983, 195.

Die Gruppe technische Produktion umfaßt: Produktion, Regie, Regieassistent, Kamera, Kameraassistent, Lichttechnik, Tontechnik, Cut. Die Gruppe journalistische Produktion umfaßt: Chefredaktion, Redaktion und Journalistinnen. Die Gruppe Künstlerin/Autorin umfaßt: Drehbuch, Medienkunst und Musik.

Im Mittelpunkt der quantitativen Befragung standen biografische Daten, Arbeitsverhältnis, Einkommen, Arbeitsalltag, berufliche Qualifikationen und Arbeitskonflikte der in diesen Berufsgruppen arbeitenden Frauen. Darüberhinaus wurde der Versuch unternommen, sich der Frage nach einem "weiblichen Arbeitsstil" anzunähern.

Die Ergebnisse bestätigen einen allgemeinen Trend, nämlich eine allgemeine geschlechtsspezifische Segmentierung des Arbeitsmarktes. Gleichzeitig lassen sich Verschiebungen ausmachen, die durch das "Nachdrängen" einer Generation, in der bereits viele Frauen mit hoher schulischer Qualifikation auf den Arbeitsmarkt kommen, bestimmt wird. Unsere Untersuchung bescheinigt allerdings auch, daß Bildung nicht unbedingt mit mehr Einkommen für Frauen verknüpft ist, und daß Frauen vielfach überqualifiziert sind für Tätigkeiten, die sie ausüben. Vergegenwärtigt man sich nochmals die berufliche Aufteilung der von uns erfaßten Frauen, wird die allgemeine Unterrepräsentanz von Frauen in technischen Berufen deutlich. Mit großer Mehrheit befinden sich die Frauen in der journalistischen und künstlerischen Produktion.

Arbeitsverhältnis

Auf unsere Fragebögen haben 164 Selbständige (40,6%), 157 Angestellte (38,9%), 166 freie Mitarbeiterinnen (41,6%) und 40 Teilzeitbeschäftigte (9,9%) geantwortet (vgl. Abb.: 2 Arbeitsverhältnisse).

Arbeitsverhältnisse
in Prozent der Befragten

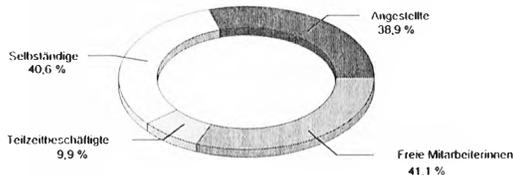


Abb 2

Die meisten Selbständigen finden sich in der Gruppe der Künstlerinnen/Autorinnen, nämlich 50,3%, die wenigsten in der journalistischen Produktion, 16,7%. Der höchste Anteil der Angestellten findet sich erwartungsgemäß in der technischen - 28,7%, und in der journalistischen Produktion - 22,5%.

Frauen in Medienberufen
in Prozent der Befragten

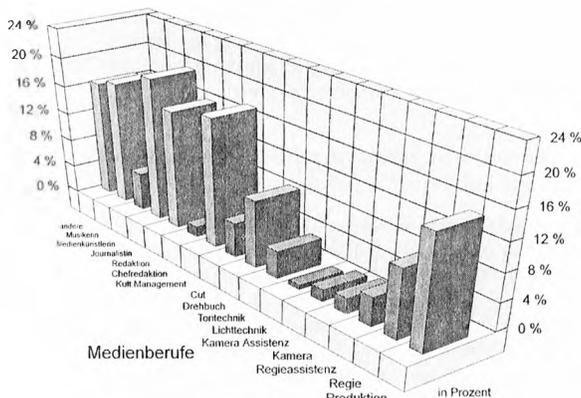


Abb 1

Die wenigsten Angestellten weist die Gruppe der Künstlerinnen/Autorinnen auf - 13,2%. Überdurchschnittlich viele Angestellte finden sich im Bereich des Kulturellen Managements - 42,6% (Durchschnitt 25,4%). Freie Mitarbeiterinnen sind wie erwartet in der Gruppe journalistische Produktion am häufigsten anzutreffen - 57,4% (Durchschnitt 33,3%). Die Zahl der Teilzeitbeschäftigten ist in unserem Sample insgesamt niedrig (7,7%), davon befinden sich die meisten in der Gruppe Künstlerinnen/Autorinnen (11,1%) sowie im Kulturellen Management (10,6%).

Alter

Die von uns erfaßten Altersgruppen verteilen sich folgendermaßen auf die einzelnen Berufsgruppen: Die meisten der bis 29jährigen befinden sich in der Gruppe technische Produktion - 34,7% (Durchschnittswert 29,1%). Auch im Kulturellen Management ist mit 13,7% der Anteil der Jüngeren am häufigsten vertreten (Schnitt 12,1%). In der journalistischen Produktion überwiegen mit 28,6% leicht die 40-49jährigen, gefolgt von den 30-39jährigen mit 26,4% (Schnitt 26,1%). Hingegen weist die Gruppe der Künstlerinnen/ Autorinnen einen hohen Anteil über 50jähriger auf, nämlich 28,1% (Schnitt 21,7%).

Einkommen

Ganz allgemein läßt sich feststellen, daß ein Einkommen von ÖS 20.000,- eine Art magische Grenze zu bilden scheint: Die Verteilung ist weniger und mehr als ÖS 20.000,- nicht unbedingt gleich, jedoch am dichtesten (vgl. Abb.: 3 Alter und Einkommen).

Die Höhe des Einkommens ist nicht unbedingt an Ausbildung und Alter gekoppelt. Es gibt eine Bandbreite von Tätigkeiten, in denen die Gehaltshöhe ausgehandelt werden muß. Da diese Berufe sich in vielen Fällen nicht an "normale Arbeitszeiten" halten, sondern je nach Bedarf Nacht- und Wochenendarbeit inkludieren, sind auch hier relativ große (Gehalts-) Spannweiten weit verbreitet, die wiederum von Verhandlungsgeschick und -mut abhängig sind.

Familienstand und Kinder unter 14 Jahren
(Vgl. Abb.: 4)

54% der Frauen unseres Samples sind ledig bzw. haben einen Partner, mit dem sie zusammenleben oder auch nicht. 28,2% sind verheiratet. 15,3% leben getrennt und 1,2% sind geschieden. Diese Verteilung zieht sich durch alle von uns unterschiedenen Berufsgruppen mehr oder weniger gleich durch.

90,5% der ledigen Frauen haben in unserer Untersuchung keine Kinder. Das gleiche gilt für 56,9% der verheirateten und 65,1% der getrennt lebenden Frauen. Allerdings müssen hierfür zwei Einschränkungen benannt werden.

Erstens lautete unsere Frage: Wieviele Kinder haben Sie unter 14 Jahren? Und zweitens ist unser Sample ein sehr "junges" Sample, d.h., eine große Zahl der ausgefüllten Fragebögen kam von Frauen zurück, die ca. 30 Jahre alt sind und die Frage nach Kindern noch aufschieben.

Arbeitsalltag

Unter den angenehmen Aspekten werden die "kreativen Ideen", die man entwickeln und realisieren kann, mit Abstand am häufigsten genannt, gefolgt von der "Teamarbeit", der "freien Zeiteinteilung", der "Unabhängigkeit" sowie der Möglichkeit, gut zu verdienen.

Zu den unangenehmsten Aspekten der audiovisuellen Arbeit zählen für die von uns befragten Frauen an vorderster Stelle das "unsichere Einkommen", gefolgt von "Streß", "Produktionsdruck" und "Konkurrenzdruck". Als besonders unangenehm werden auch die "Abhängigkeit von der Produktionsleitung" und die "ungeregelte Arbeitszeit" empfunden.

Unter der unregelmäßigen Arbeitszeit leiden insbesondere die Beschäftigten in der technischen Produktion. Unter einem hohen Produktions- und Konkurrenzdruck sowie der Abhängigkeit von der Produktions-

Familienstand und Kinder unter 14 Jahren
in Prozent der Befragten

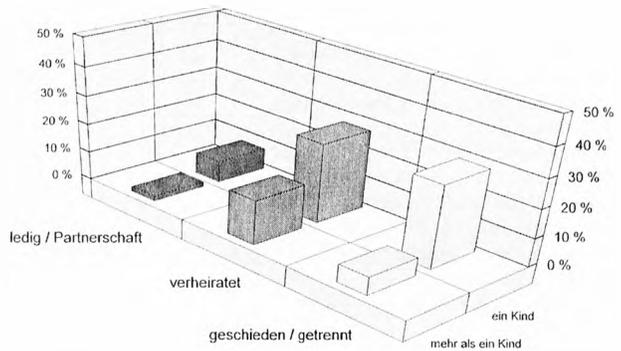


Abb. 4

leitung stehen die in der journalistischen Produktion Tätigen. Die Gruppe der Künstlerinnen/Autorinnen leidet besonders unter ihrem unsicheren Einkommen. Als ein weiteres Kennzeichen dieser Berufsgruppen kann die relativ hohe Mobilität angeführt werden. Am geringsten gefordert ist Mobilität erwartungsgemäß im Kulturellen Management, am meisten gefordert diesbezüglich werden die in der technischen Produktion Tätigen. Streß kennzeichnet das Kulturelle Management.

Arbeitskonflikte

Die meisten Angestellten haben einen männlichen Vorgesetzten. Besonders deutlich ist dieser Umstand in der journalistischen Produktion (73,1%), in der technischen Produktion (52,1%) sowie im Kulturellen Management (47,3%). Die möglichen Arbeitskonflikte, die die Befragten angaben, beruhen allerdings nur teilweise auf diesem Umstand. An vorderster Stelle rangieren bei den Arbeitskonflikten die "unterschiedliche Anerkennung" für gleiche Arbeiten (91,3%) sowie "Durchsetzungsschwierigkeiten" (67,9%). Bei den Diskriminierungen überwiegen die verbalen Belästigungen, sexuelle wurden nur ganz selten angegeben (vgl. Abb.: 5 Geschlechtsspezifische Arbeitskonflikte).

Diese hier angesprochenen Konfliktpunkte oder -quellen lassen sich entlang einer Linie situieren, die zwei Pole verbindet: Professionalität und Weiblichkeit. Je professioneller Frauen auftreten, desto mehr Angriffsfläche bieten sie männlichen Projektionen, sie als nicht-weiblich bzw. maskulin abzuqualifizieren. Je "weiblicher" Frauen agieren, desto deutlicher wird ihnen unterstellt - von Männern und Frauen, daß es ihnen an Professionalität mangelt.

Alter und Einkommen

in Prozent der Befragten

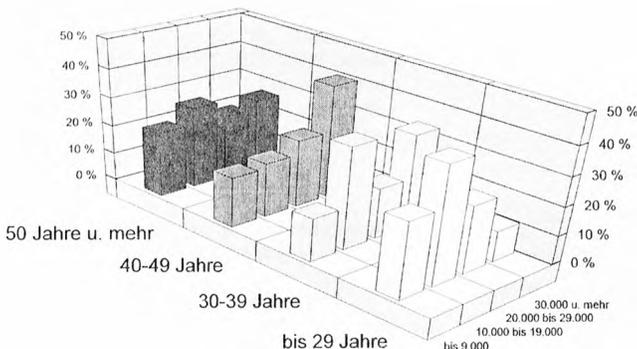


Abb. 3

"Weiblicher" Arbeitsstil?
(Vgl. Abb.: 6)

Erwartungsgemäß stieß die Frage nach einem "weiblichen" Arbeitsstil am häufigsten auf Unverständnis, Ablehnung und Unwillen. Eine häufig formulierte Reaktion lautete, es gäbe keinen geschlechtsspezifischen Unterschied, die entgegengesetzte hieß, damit würde etwas als "weiblich" stilisiert, eine "Ikonisierung des Weiblichen" (Gudrun Axeli Knapp) unternommen. Trotzdem haben wir danach gefragt, welche unterschiedlichen Momente in spezifischen Arbeitssituationen ein- und auftreten können.

Die Ergebnisse sind zum Teil überraschend und zum Teil bestätigend:

Der "weibliche" Arbeitsstil wird demnach in erster Linie dadurch gekennzeichnet, daß Frauen "belastbarer" sind, sie sind "einfühlsam", "teamfähig", "gewissenhaft", gehen mit "schwierigen Situationen" besser um, sind "flexibel", "können mehrere Arbeiten gleichzeitig machen, leisten die "Beziehungsarbeit" oder sind auf alle Fälle "beziehungsorientiert", sie werden als "zielsicher" und "sachorientiert" beschrieben, als "selbstlos", "über-lastet", "verantwortungsscheu", als "gestreift", "nervös", "zaudern" und "unkonzentriert" (weil sie immer noch an anderes und andere denken müssen).

Berufliche Qualifikationen (Vgl. Abb.: 7
Wichtige berufliche Eigenschaften und Qualifikationen)

An erster Stelle der beruflichen Qualifikationen steht "Kreativität", an letzter Stelle "wirtschaftliches Denken". Diese Reihe muß auf alle Fälle im Kontext der Berufsgruppenverteilung unseres Samples gelesen werden. Denn Produktionsleitung, private FirmeninhaberInnen und freiberuflich Tätige betonen (klarerweise) die Notwendigkeit, ökonomisch denken zu können.

weiblicher Arbeitsstil
in Prozent der Befragten

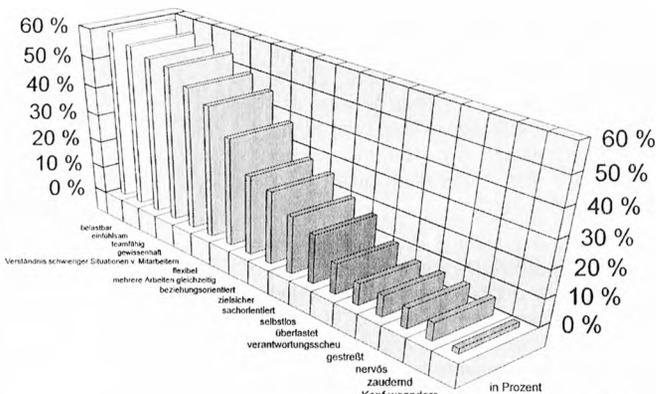


Abb. 6

2.) QUALITATIVE UNTERSUCHUNG

Mit 28 Frauen aus den vier Bereichen Musik, Film & Video, ORF, Kulturelles Management führten wir Interviews. Wir stellten Fragen zur Person (biografische Daten, Ausbildungserfahrungen, derzeitige Lebensform), zum Beruf (Besonderheiten, Vor- und Nachteile des Berufs, Arbeitsbeschreibungen) und zu geschlechtsspezifischen Differenzen (Sind Frauen anders als Männer etwa in ihrem Sprach- und Kommunikationsstil, in der Selbstinszenierung, im Umgang mit Technik?). Darüberhinaus wurden Interviews/Gespräche mit ExpertInnen geführt. Die qualitativen Interviews wurden mit dem Kontext der jeweiligen Ausbildungssituation, Berufserfahrung sowie Expertinnenmeinung gekoppelt, um eine möglichst komplexe Einsicht in die vier Berufssegmente zu vermitteln. Zitate aus den Interviews sind zahlreich in die Interpretationen eingeflochten.

Film und Video

Interviews mit Cornelia Kammerer - Produzentin, Neutorfilm; Elisabeth Fiege - Regisseurin, Filmmacherin; Univ.Doz. Dr. Gertraud Diem-Wille - Leiterin des Hochschullehrgangs für politische Bildung am HF, Wien; HSProf. Mag. Hannelore Götzingler - Leiterin der Abteilung Film und Fernsehen an der Hochschule für Musik und darstellende Kunst, Wien; Eva-Maria Stelljes - Produzentin, Lhotsky-Film; Katrin Krusche - Cutterin; Linda Christanell - Filmmacherin; Manuela Horny - Kamerafrau und Cutterin; Uli Halmshlager - Kamerafrau.

Persönliche Daten, Ausbildung, Motive für die Berufswahl

Die Mehrheit der von uns befragten Frauen war ca. 30 Jahre alt. Als ausschlaggebend für die Berufsentscheidung wurden sehr unterschiedliche Faktoren angeführt, die von familiären und anderen Vorbildern über

Geschlechtsspezifische Arbeitskonflikte
in Prozent der Befragten

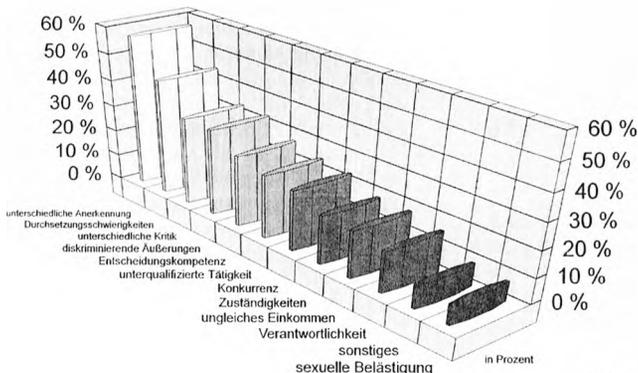


Abb. 5

Verwirklichung "autonomer" Wünsche bzw. Selbstverwirklichung bis zum Vorhandensein entsprechender Kontexte oder Förderung durch bestimmte Personen aus dem persönlichen Umkreis reichen. Die wenigsten der befragten Frauen haben Kinder, wobei übereinstimmend von allen Frauen die Problematik bis Unvereinbarkeit von Kindern und professioneller Arbeit/Beruf betont und zum Teil die Bestätigung über die Arbeit wesentlicher als jene über das Aufziehen von Kindern gesehen wird.

Die in den Bereichen Regie, Kamera oder Drehbuch tätigen Interviewpartnerinnen weisen durchwegs eine fachspezifische Hochschulausbildung auf, während dies für die Bereiche Cut oder Produktion weniger durchgängig festzustellen ist. Alle der befragten Frauen geben jedoch learning by doing als wesentlichstes und unverzichtbares Element (ausschließlich oder zusätzlich

Lehraufträge hauptsächlich von Männern besetzt werden und Frauen in leitenden Positionen mit Entscheidungskompetenz so gut wie inexistent sind. Eine gesellschaftlich allgemeine Bewußtseinsveränderung in dieser Hinsicht ist sehr schwer auszumachen. Besonders explizit äußert sich dies in Situationen, in denen Männer einer Frau in übergeordneter Position gegenüberstehen - etwa als Kameraassistent mit einer Kamerafrau kooperieren sollen - und damit schlecht bis überhaupt nicht umgehen können.

Im Kollektivvertrag existiert der Begriff "Kamerafrau" auch nicht, es gibt nur "Kameramänner", egal ob weiblich oder männlich. Interessant ist in diesem Zusammenhang, daß sehr viele unserer Interviewpartnerinnen nicht nur allgemein, sondern vor allem ausschließlich mit der männlichen Berufsbezeichnung operieren.

Frauen und Technik

Von der "Feminisierung" im Bereich der Kommunikations- und Kulturberufe bleiben allerdings, wie unsere Befragung ergeben hat, bestimmte Bereiche ausgespart. Dabei handelt es sich einerseits nach wie vor um entscheidungstragende Positionen, andererseits um Bereiche, die auf jüngsten technischen Entwicklungen basieren - wie vor allem die Digitalisierung des Schmittverfahrens.

Das Verhältnis der befragten Frauen zur Technik wurde meist als "neutrales" bezeichnet, d.h., die meisten der Frauen sehen keinen Unterschied zwischen Männern und Frauen im Umgang mit Technik. Allerdings wurde des öfteren eine bemerkenswerte Scheu seitens der Frauen vor einer intensiven/neugierigen Auseinandersetzung mit Technik artikuliert bzw. zugegeben.

Solidarität

Beklagt wurde sehr oft die mangelnde Solidarität der Frauen untereinander. Frauenbewegung oder Feminismus wären kaum ein Thema bzw. es werde diesem gegenüber eine relativ distanzierte Haltung eingenommen.

"Weiblicher Arbeitsstil"

Erwartungsgemäß wurde diese Frage zum Teil eindeutig verneint, zum Teil gleichzeitig mit Bezugnahme auf spezifische Erfahrungen bejaht. Besonders deutlich ist die Feststellung vertreten, daß Frauen im allgemeinen weniger selbstbewußt bei Honorarverhandlungen auftreten als Männer, was sich tatsächlich an Dumping-Honoraren ablesen läßt, die nicht selten weit unter dem Kollektivvertragsniveau liegen. Gleichzeitig wird betont, daß Frauen weitaus mehr gezwungen sind, ihre Kompetenz und ihre Fähigkeiten laufend unter Beweis zu stellen und stets 150prozentig zu arbeiten, um ein vergleichbares Maß an Anerkennung zu erhalten wie ihre männlichen Kollegen.

Wichtige berufliche Eigenschaften und Qualifikationen in Prozent der Befragten

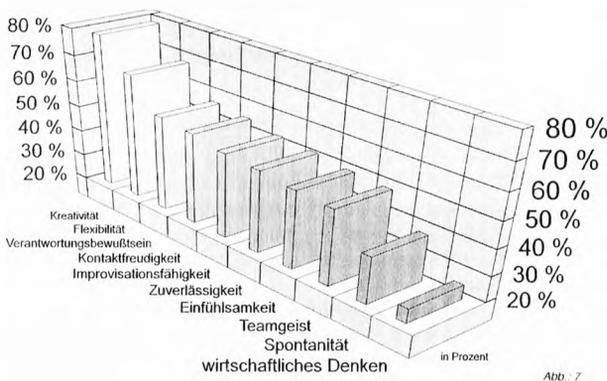


Abb. 7

zur schulischen Ausbildung) ihrer Professionalisierung an. Die Ausbildungssituation an den unterschiedlichen Hochschulen bzw. HTL wird im allgemeinen als relativ ausgewogen beschrieben, was das zahlenmäßige Verhältnis der Geschlechter bei den Studierenden und auch deren Kooperation angeht. Was die Wahl spezifischer Berufsfelder und den Fortgang der Ausbildung betrifft, läßt sich allerdings feststellen, daß Frauen sich zum Teil wohl immer noch eher für traditionelle "Frauenberufe" entscheiden. Während des Studiums erfolgt bemerkenswert häufig ein Wechsel zu traditionell weiblich besetzten Sparten (etwa von Regie zu Cut), wo das Studium auch abgeschlossen wird.

Arbeitsmarkt

Die Gründe, weshalb Frauen letztlich eher in traditionell "weiblichen" Berufsfeldern ihren Abschluß machen, lassen sich nur vermuten und sind wahrscheinlich einerseits auf eine traditionelle Sozialisation und andererseits auf eine existentielle Notwendigkeit angesichts einer relativ unverändert konservativen gesellschaftlichen Struktur zurückzuführen, die es Frauen nach wie vor um sehr viel schwerer als Männern macht, in traditionellen Männerberufen zu reüssieren. Dazu kommt, daß an den Hochschulen kaum weibliche Identifikationsfiguren bzw. Vorbilder zur Verfügung stehen, da die Professuren, aber auch

(Re-)Produktion/Transformation der Bilder von Frauen/"Weiblichkeit"

Ein Problemfeld, das insbesondere im Bereich der visuellen Medien von besonderer Relevanz ist, ist die bewußtseinsbildende Wirkung der über die Medien transportierten "Bilder" (Bilder auch als Signifikationsprodukt). Die Auffassung dominiert, daß es sich bei den transportierten Bildern um Reproduktion und nicht um Produktion handle. Daher muß es nur konsequent erscheinen, daß sich trotz jahrzehntelanger Kritik am Frauen- und Geschlechterbild in den Medien wenig Änderung zeigt. Es besteht die Diskrepanz zwischen gesellschaftlicher Realität und dem Stand einer fortgeschrittenen Theorieentwicklung, die Repräsentation nicht als Wiedergabe von etwas Vorgegebenem sieht, sondern als prozeßhaften Vorgang der Bedeutungsproduktion, über den sich in einer vielschichtigen Wechselwirkung Identitäten herstellen. Fokussiert wird in diesem Sinn das Zusammenspiel von Bild und Sprache als konstituierende Komponente kultureller Zuschreibungen, also auch von Geschlechter-Konstruktionen.

Wenn man die Ergebnisse unserer Untersuchung, den Prozentsatz der von Frauen besetzten Professuren, Lehraufträge und leitenden Positionen mit Entscheidungskompetenz betrachtet, lassen sich diese einerseits als Effekt der oben beschriebenen Mechanismen interpretieren und stellen andererseits denkbar ungünstige Bedingungen in Hinblick auf Veränderungsmöglichkeiten dar.

Welche Rolle die einschlägigen Ausbildungs- und Bildungsinstitutionen in diesem Zusammenhang spielen, inwieweit sie in ihrer gegenwärtigen Form gesellschaftliche und Bewußtseinsveränderungen fördern bzw. verhindern und welche Maßnahmen/Veränderungen als notwendige zu fordern wären, drängen sich als Fragen auf. Auf fatale Weise wird hier tatsächlich die in der Praxis/am Arbeitsmarkt herrschende Gewichtung reproduziert und festgeschrieben. Abgesehen davon ist festzustellen, daß Besetzungspolitik nach wie vor in hohem Ausmaß frauendiskriminierend betrieben wird, woran sich kaum etwas ändern kann, solange nicht mehr Frauen an entscheidungsfähigen Stellen sitzen - auch in Kommissionen und Entscheidungsgremien, und solange Institutionen wie Gleichbehandlungskommissionen nur eine Beratungsfunktion, aber keine realen Kompetenzen haben. Nun ist aber nicht allein das Vorhandensein bzw. Nichtvorhandensein weiblicher Leitbilder relevant, sondern vor allem auch das unterrepräsentierte oder gar nicht vorhandene Angebot an weiblichen oder nicht-traditionellen Lehrinhalten. Die Frage nach der Konstruktion von Geschlechterverhältnissen ist von allgemeiner Relevanz für den gesamten Wahrnehmungszusammenhang einer Gesellschaft, hat aber bei weitem noch nicht Eingang in den allgemeinen und institutionellen Diskurs gefunden.

Musik

Interviews mit Mag. Elena Ostleitner - Hochschule für Musik und darstellende Kunst, Wien; Mag. Gabriela Proy - Elektroakustisches Institut, Wien; Mia Zabelka - Musikerin, Komponistin, Wien; Miki Malör-

Kabarettistin, Musikerin; Sabine Stoffel - Promotionsmanagerin in der Plattenbranche; Karin Straßer - Musikerin bei der Band Atomcats; Birgit Steuer - Musikerin (Atomcats); Werbegraphikerin; Dany Serhant - Tonstudiobesitzerin und Musikarrangeurin; Veronika Thim - Tontechnikerin; Nadja Wallaskovic - Tontechnikerin, Studio Sing Sang.

Ausbildung, Berufswahl

Die von uns für den Musikbereich erhobenen Daten sind in vielen Punkten jenen des Filmbereichs vergleichbar, allerdings mit Differenzierungen. Die Studierenden sind mit dem Problem konfrontiert, daß es so gut wie keine weiblichen Leitfiguren gibt (bezogen auf die Lächer, in denen Männer seit jeher dominieren). Die Zahl der Frauen in der Lehrtätigkeit ist gleichfalls zu vernachlässigen. Identifikationsmuster werden somit fast ausschließlich von Männern vorgegeben, denen gegenüber sich die Frauen als "Ausnahmerecheinung" erst "beweisen" müssen, was oft auch persönliche Konflikte mit sich bringen kann. Obwohl die Reaktion seitens der Männer oft als positiv beschrieben wird, schwingt stets der Aspekt einer Sonderstellung, des Nicht-Selbstverständlichen mit.

Arbeitsmarkt

Diese unterschiedlich gewichtete Struktur, die für die Hochschulen und Fachhochschulen bestimmend ist, setzt sich auch am Arbeitsmarkt fort, und zwar auch in Bereichen, die nicht immer mit einer vorausgehenden spezifischen Ausbildung verknüpft sind, wie zum Beispiel der Konzert- bzw. Band-Bereich, aber auch Produktions- und Promotionsmanagement. Auch hier ist festzustellen, daß nicht nur Positionen, die für Frauen unkonventionell sind - wie etwa im technischen Bereich, sondern vor allem Positionen, die finanziell interessant und mit Einfluß verbunden sind, nahezu ausschließlich mit Männern besetzt sind, und Frauen hier eine Ausnahme darstellen. Wenn in Anbetracht derartig durchgängig durch Männer geprägter Strukturen, davon auszugehen ist, daß der Kultur- und Medienbetrieb nach Gesetzen funktioniert, die für Frauen nach wie vor nur ganz bestimmte Positionen bzw. Bereiche vorsehen, während ihnen andere unzugänglich oder nur schwer zugänglich bleiben, ist gleichzeitig auch davon auszugehen, daß sich diese Struktur nicht zuletzt durch die Festschreibung und Reproduktion bestimmter traditioneller Bilder von Gender-Identitäten aufrechterhält und reproduziert. Wenn man etwa die Frage nach der Existenz eines "weiblichen" bzw. "männlichen" Arbeitsstils ins Auge faßt, schließt sich der Kreis wieder, weil Frauen selbst an der Reproduktion dieser Struktur teilhaben. Die Festschreibung der Frauen auf bestimmte Rollen wird sehr oft auch als ausreichendes Argument betrachtet, um ihnen den Zugang zu Bereichen zu verwehren, die vorgeblich mit jenen traditionellen Rollenbildern nicht vereinbar sind. Eine mögliche politische Praxis wäre, in den gesellschaftlichen Machtapparat zu intervenieren und z. B. jegliche widerständige Bestrebungen von Frauen zu unterstützen, die sich den Zwängen von Konventionen, etablierten Hierarchien und traditio-

nellen, einschränkenden Zuschreibungen und Rollenzuweisungen entziehen und neue Felder besetzen.

Kulturelles Management

Interviews mit Martina Pokorny - Agentur Rocksyndikat, Wien; Dr. Katharina Gsöllpointner - ars electronica; Viola Kuhn - Mozartgemeinde Klagenfurt; Christiane Affenzeller - Local Bühne Freistadt; Mag. Brigitte Vasicek - Ass. an der Hochschule für visuelle und industrielle Gestaltung, Linz; Herwig Pöschl - Leiter des Internationalen Zentrums für Kultur und Management, Salzburg.

Feminisierung

Nach den Sozialberufen wurde die Öffentlichkeitsarbeit (Public Relations), sowie in den letzten Jahren zunehmend mehr auch der neuentstandene Sektor des Kulturellen Managements von einer "Feminisierungswelle" erfaßt. Frauen sind im Kulturellen Management sehr selten auf höchster Position anzutreffen, vielmehr ist ihre Position die der zweiten, der Macherin, der Praktikerin, der Organisatorin.

Durchsetzung und Kompetenzerkennung bzw. selbstverständliche Zusicherung von Kompetenzen sind die am häufigsten genannten "Arbeitskonflikte", d. h., Frauen müssen mehr darum kämpfen, Vertrauen und Anerkennung zu bekommen, sie stehen damit unter einem "anderen" Erfolgsdruck, und ihre Strategien/Verhaltensweisen werden darüberhinaus anders bewertet.

Selbstinszenierung

Eng an das Thema der Durchsetzung sowie Kompetenz gekoppelt ist jenes der "Selbstdarstellung", "Selbstinszenierung" und "Selbstrepräsentation". Das können die Männer besser, das machen sie, ohne daß es ihnen peinlich wäre - so in etwa lauten die Aussagen von den dazu befragten Frauen. Eine zentrale Frage im Kulturellen Management ist die nach einem besonderen "weiblichen" Arbeitsstil, nicht nur in Hinblick auf spezifische Verhandlungsstrategien.

Weibliche Qualifikationen und ihr finanzieller Wert

Mit der Aufwertung "weiblicher" Eigenschaften - wie Zuhören-, Sich-Einfühlen- oder Sich-Zurücknehmen-Können - als notwendige Elemente eines erfolgreichen und zeitgemäßen Managementstils - ist gleichzeitig keine materielle Anerkennung verbunden. Zudem betonen Frauen immer wieder, wie schwer es ihnen fällt, das Thema Geld geschickt einzubringen, geschweige denn es überhaupt anzusprechen.

Ausbildung - neue Berufsfelder

Generell gilt für die wenigen Institute, die in Österreich eine Ausbildung für Kulturelles Management mit unterschiedlichen Schwerpunkten anbieten, daß die Mehrheit der Studierenden inzwischen weiblich und der Lehrkörper nach wie vor beinahe ausschließlich männlich besetzt ist. Unsere Interviewpartnerinnen haben alle keine formale Ausbildung zur Kulturmanagerin absolviert. Alle sind "irgendwie" zu ihren Jobs gekommen. Vom Studium der Germanistik und Musikwissenschaft bis zur journalistischen Tätigkeit in Zeit-

schriften lassen sich alle möglichen Ausgangsorte benennen. Das ist durchaus charakteristisch für viele der in unserer Studie vorgestellten Berufsfelder und verweist darauf, wie notwendig "alternative" Berufskunde inzwischen geworden ist. Die Prozentzahl derer, die "zufällig" - auf informellem Weg - zu ihren jetzigen Jobs gekommen sind, ist besonders im Kulturellen Management, aber auch in anderen audiovisuellen Bereichen, hoch. Auch im ORF finden sich nicht wenige Mitarbeiterinnen, die, befragt auf ihre Berufswahl, meinten, es wäre purer Zufall gewesen. Auch wurde immer betont, daß man sich - zu Beginn des Studiums beispielsweise - nie hätte träumen lassen, anschließend als Kulturmanagerin zu arbeiten. Die hier ausgewählten Interview-Partnerinnen sind jedoch nicht unbedingt mehr repräsentativ bezüglich ihrer Nicht-Ausbildung, denn gerade die jüngeren Kulturmanagerinnen haben häufig einen Managementlehrgang absolviert.

Österreichischer Rundfunk

Interviews mit Brigitte Fenko - Produktionskordinatorin; Dr. Ulrike Messer-Krol - Leiterin der *Seitenblicke*; Brigitte Ehrenfreund - Cutterin, Hörfunk; Monika Eichler - Produktionsassistentin TV; Mag. Sabina Riedl - freie Mitarbeiterin, Wissenschaftsredaktion TV, Wien; einer freien Mitarbeiterin (wollte anonym bleiben), Eva Halus - freie Mitarbeiterin, Hörfunk, Salzburg.

Der Österreichische Rundfunk ist nach wie vor die einzige Sendeanstalt in Österreich, dementsprechend hoch ist sein soziales Prestige und damit seine Attraktivität als Arbeitsplatz. Zum anderen manifestiert sich in dieser Institution die Bündelung von parteipolitischen und Funktionsinteressen deutlich. Es bedarf keinerlei Tiefenanalysen, um Karrieresprünge, Aufnahmen ins Angestelltenverhältnis oder das Gegenteil zu begreifen. Parteizugehörigkeit, Zugehörigkeit darüberhinaus zu einem Netz männlicher Seilschaften sind unabdingbare Voraussetzungen, um "hineinzukommen und drinnen zu überleben".

Positionen des Weiblichen

Für Frauen, die im ORF arbeiten, bedeutet dies zunächst einmal, nicht als Frau aufzufallen. Das heißt, nicht auf die Situation von Frauen besonderes Gewicht zu legen, sondern immer zu zeigen, daß man die geltenden Spielregeln, auch wenn diese selbst immer wieder ausgeschlossen, nicht zu durchbrechen gedenkt. In leitenden Positionen ist mütterliches Sich-Kümmern eine der möglichen (asexuellen) Positionen, Kumpel-Sein eine weitere, wenn auch wie die mütterliche Rolle, eine durchaus fatale in Bezug auf die "Spaltung", die Frauen dabei für sich vornehmen (müssen).

Aufstiegchancen - freie Mitarbeiterinnen und Angestellte - Einkommen

Frauen bewerben sich erst gar nicht um beruflich aufzusteigen; das ist ein interessanter, wenn auch nicht unbedingt ungewöhnlicher Aspekt. Gerade beim ORF, der mit seinen Gehaltsstufen "allen das gleiche bezahlt", ist die erste Einstufung, d. h. die erste Arbeits-

platzbeschreibung zentral. Vielfach bleiben Frauen die ganze Zeit auf dieser Stufe oder machen nur mehr einmal einen Sprung. Obwohl das Gehaltsstufenschema das gleiche Einkommen garantiert, wurde dennoch von den von uns Befragten immer wieder angedeutet, daß es Möglichkeiten gibt, Differenzen zu setzen. Kinder wurden unterschiedlich in Hinblick auf den Karriereverlauf bewertet.

Vorteile des freiberuflichen Status

Immer wieder wurde von den befragten Frauen betont, daß ihr freiberuflicher Status nicht unbedingt nur negativ zu sehen sei - im Gegenteil. Die damit verbundene Möglichkeit einer freien Arbeitseinteilung wäre ihnen unvergleichlich mehr wert als die finanzielle Sicherheit, die um den Preis der reglementierten Arbeitszeit erkaufte werden müßte. Im ORF gibt es unterschiedliche Ebenen des freien Mitarbeitertums - die ganz Freien und die fixen Freien. Wer regelmäßig für den ORF arbeitet, ist durchgängig sozialversichert.

Älterwerden und andere "Frauenthemen"

Alter als Thema wurde vor allem von Journalistinnen/Redakteurinnen im ORF angesprochen. Da das Aussehen in visuellen Medien eine sehr viel größere Rolle spielt, ist es scheinbar selbstverständlich, daß Frauen - je nach Position und beruflicher Funktion - mehr unter Druck stehen. Älterwerden und die damit verbundenen Diskriminierungen zählen seit wenigen Jahren zu den meistdiskutiertesten und -beschriebenen Problemen innerhalb der feministischen Theorie und Literatur (Stichwort "aging"). Die "öffentliche Unsichtbarkeit" sowie die damit einhergehende Tabuisierung von Lebensformen älterer Frauen ist ein Umstand, den die Medien selbst erst sehr zögerlich aufzugreifen beginnen, wofür auch adäquate Sendeformen noch geschaffen werden müßten. Denn die "traditionellen" Frauenprogramme geraten zunehmend unter Druck: Im ORF betrifft das die Frauensendungen *Viva* (Hörfunk) und *Wir-Frauen* (TV). Ein alle Interviews durchziehendes Thema stellt die Konkurrenz unter Frauen dar, die mangelnde Solidarität der Frauen - und damit die Schwäche der Gruppe Frauen insgesamt. Auch wenn die meisten der befragten Frauen betonten, mit Frauen ebensogut wie mit Männern zusammenarbeiten zu können, ist das Gefühl, sich auf die anderen Frauen letztendlich nicht verlassen zu können, nicht zu überhören.

Vor- und Ausbildung

Um im ORF oder in anderen Rundfunkanstalten zu arbeiten, gibt es keine vorgeschriebene, institutionalisierte Ausbildung, da der Zugang zum Journalismus frei ist. Eine weitere Lücke stellen die weiblichen Vorbilder dar. Es nützt nicht nur, ein Berufsbild vor Augen zu haben, das von keiner Frau oder nur sehr wenigen erfüllt wird. Diese Vorbilder sind nicht nur im konkreten Berufsalltag sichtbar, sie sind auch medial nicht präsent. Sie sind darüberhinaus nicht einmal außerhalb der Medienanstalten in Ausbildungspraxen anzutreffen: Weder an der Filmakademie, noch an den beiden Publizistik-Instituten (wobei betont werden muß, daß beide Institutionen keine Ausbildungsaufgaben zu erfüllen haben) weder im Bereich des Kultur-

ellen Managements noch in der ORF-eigenen Berufsaus- und -fortbildung (BAF) sind Frauen als Lehrende präsent, es sei denn als Sprecherinnen für die ModeratorInnen-ausbildung.

Es wird auch in Österreich in nächster Zeit zu erheblichen Veränderungen am audiovisuellen Arbeitsmarkt kommen, die auch besonders den ORF tangieren werden. Was sich auf alle Fälle bereits jetzt sagen läßt, ist, daß der Konkurrenzkampf sowohl auf der Ebene der freien als auch auf jener der angestellten MitarbeiterInnen härter werden wird, daß MitarbeiterInnen schneller ausgetauscht und verbraucht werden, daß wenig Bindung des/der einzelnen an eine bestimmte Abteilung oder an ein bestimmtes Programm existieren wird. Nachdem Frauen immer schon größere Probleme hatten, in sichere Positionen zu gelangen, wird sich dies sicherlich auch nicht zu ihren Gunsten verändern. Nachdem Frauen sich weniger vordrängen, um neue technische Geräte kennenzulernen und an diesen zu üben, werden sie vermutlich zu der Gruppe gehören, die sich weniger versiert in den neu entstehenden Berufsfeldern bewegen werden können.

V. Abschließende/zusammenfassende/ weiterführende Überlegungen

Die vorliegenden Ergebnisse bestätigen zunächst einmal sicherlich die hypothetisch formulierte Annahme, daß Frauen am audiovisuellen Arbeitsmarkt zwar nicht durchgehend unterrepräsentiert, jedoch ziemlich eindeutig "verteilt" sind. Frauen am audiovisuellen Arbeitsmarkt sind nach wie vor in eher typisch "weiblichen" Sektoren tätig - wie Cut, Maske, Kulturjournalismus, Kulturelles Management. Trotzdem erscheint es uns wichtig, diese Tatsachen zu dokumentieren und einer Öffentlichkeit zugänglich zu machen, um überhaupt erst einmal ein Bewußtsein dafür zu schaffen. Die vorliegende Studie soll eine Grundlage liefern, um die behandelte Problematik in der Folge einer massiveren Medienpräsenz zuzuführen und auf diese Weise politischen Maßnahmen die notwendige Basis zu verschaffen. "Empirische Ergebnisse" können dabei "nur" greifen, wenn eine allgemein gesellschaftliche Bewußtseinsbildung stattfindet, an der die Medien entscheidenden Anteil haben.

Anliegen der Studie war es, parallele Strukturen des audiovisuellen Arbeitsmarktes für weibliche Arbeitnehmer (Produzentinnen und Vermittlerinnen) aufzuzeigen und eine Ausgangsbasis für weitere/weiterführende Untersuchungen anzuregen. Weiters war es uns ein wichtiges Anliegen, Berufsfelder im "Graubereich" anzusprechen, d. h. Informationen darüber zu erhalten, welche unterschiedlichen Möglichkeiten/Tätigkeiten/Aktionsfelder es in den einzelnen audiovisuellen Produktions- und Vermittlungsbereichen überhaupt gibt. Angesichts einer eher traditionell ausgerichteten Berufsberatung für SchülerInnen sowie StudentInnen ist eine Um- bzw. Neuorientierung in Hinblick auf mögliche Arbeits- und Berufspraxen notwendig.

Maßnahmen zur Förderung und Unterstützung von Frauen im Ausbildungssektor

Einerseits wird es nach wie vor darum gehen müssen, Mädchen darin zu fördern, technische Ausbildungszweige zu wählen. Außerdem sollte verstärkt Gewicht auf die gezielte Förderung der Durchsetzungsfähigkeit von Mädchen und jungen Frauen gelegt werden. Gleichzeitig sollte darauf geachtet werden, daß Frauen auch als Ausbildner und Lehrende stärker präsent sind, z. B. an Fachhochschulen, Universitäten, Akademien. Darüberhinaus ist es dringend notwendig, Druck auf inhaltliche Orientierungen zu machen, denn solange feministische Inhalte "Freifächer" darstellen, auf die sich bloß Frauen konzentrieren sollen, wird sich wenig an "intellektueller" Anschauung ändern.

Maßnahmen, um Frauen im audiovisuellen Bereich zu stärken

Zum einen ist die Einsetzung von "Frauenbeauftragten" im öffentlich-rechtlichen Rundfunk - wie sie bereits u.a. in Deutschland praktiziert wird - sicherlich ein notwendiger Schritt, um Berufungsverfahren in Zukunft "durchsichtiger" zu machen. Es wird abzuwarten sein, wie der ORF auf die EU-Auflagen diesbezüglich reagieren wird. An dieser Stelle soll nachdrücklich betont werden, daß die verschiedenen politischen Frauengruppierungen mit größter Aufmerksamkeit derzeitige Entwicklungen beobachten sollten. Parallel hierzu muß jedoch verstärkt Basisarbeit geleistet werden, d. h., Frauen müssen das Gefühl erhalten, ein Angebot an Foren für Aussprache und Diskussion zur Verfügung zu haben, um angewandte Solidarität praktizieren zu können.

NOTIZEN

Verein Frauenforschung und weiblicher Lebenszusammenhang STICHWORT, Archiv der Frauen- und Lesbenbewegung

Bibliothek - Dokumentation - Multimedia¹

Der Verein Frauenforschung und weiblicher Lebenszusammenhang versteht sich als Teil der autonomen Frauen/Lesbenbewegung und ist eng mit anderen feministischen Projekten, etwas loser auch mit institutionellen Frauenforschungszusammenhängen bzw. Gruppierungen im Bibliotheks- und Dokumentationsbereich vernetzt.

Die Aktivitäten des Vereins bestehen u. a. in der Organisation von Vortragsveranstaltungen, Ausstellungen und Lesungen im Sinne lebendiger Prozesse der Kommunikation zwischen autonomer Frauenbewegung, engagierter Wissenschaft und feministischer (Gegen-)Kultur. So luden wir beispielsweise Mailänder Autorinnen des kontrovers rezipierten Buches *Wie weibliche Freiheit entsteht* zur öffentlichen Diskussion (1990) oder präsentierten die Ergebnisse des (vom BMWF geförderten) Forschungsprojektes *Die autonome Frauenbewegung im Spiegel der Medien* (1991).²

Der Verein fungiert als Träger von *STICHWORT*, Archiv der Frauen- und Lesbenbewegung, Bibliothek - Dokumentation - Multimedia. Die Archiv- und Bibliotheksbestände von *STICHWORT* umfassen (Stand: Anfang 1993) rund 5000 Signaturen von Monographien, HerausgeberInnenwerken, Hochschulschriften, wissenschaftlichen Reihen, Broschüren, diverser grauer Literatur und Einzelaufsätzen, rund 300 internationale Frauen/Lesbenzeitschriften-Titel, Flugschriften und andere Archivalien von rund 300 österreichischen Frauen/Lesbengruppen, ca. 26.000 Zeitungsausschnitte, mehr als 500 Plakat-Signaturen, ein Ton- und Bildarchiv, u. a.

¹ Der Artikel beruht auf Konsens der Projektträgerinnen und erschien bereits in: Gertraud Seiser/Eva Knollmayer (Hrsg.): *Von den Bemühungen der Frauen in der Wissenschaft Fuß zu fassen* (= Materialien zur Förderung von Frauen in der Wissenschaft Band 3, Hrsg. v. Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung), Wien: 1994.

² Als Publikation des Vereins liegen u. a. vor: *Schriften des Vereins Frauenforschung und weiblicher Lebenszusammenhang 1-6* (Arbeitsmaterialien zur Vortragsreihe "Österreichische Frauen im 20. Jahrhundert", alle Wien, 1983); *STICHWORT, 10 Jahre Berggasse 5/24* (Broschüre), Wien, 1990; *DIE GEZEIT*, Nr. 3, Studienjahr 1990/91 (Sondernummer); *Die autonome Frauenbewegung im Spiegel der Medien* (Projektbericht aus BMWF), Wien 1991; Brigitte Geiger et al.: *Frauen-/Lesbenbewegte Praxis in feministischen Printmedien*. In: *beiträge zur feministischen theorie und praxis*, Heft 30/31, 1991, 85-94.

Die Beratungsarbeit für die überwiegend studentischen Benutzerinnen - deren Frequenz die des größten und renommiertesten feministischen Archivs und Dokumentationszentrums in der BRD (FAZ, Köln) übertrifft, besteht über das bloße Zur-Verfügung-Stellen von Literatur hinaus in Hilfestellungen bei der Literatursuche in anderen Archiven, Bibliotheken und Dokumentationsstellen, in der Förderung der Kooperation unter Frauen, die sich mit jeweils ähnlichen Themen befassen, in der Unterstützung von Kontaktnahmen zwischen/mit Frauen- und Lesbengruppen im In- und Ausland, in Tips für die Geldbeschaffung zwecks kultureller, wissenschaftlicher und politischer Veranstaltungen, Projekte und Publikationen, in der Diskussion universitärer (Arbeits-) Freuden und Leiden, u. v. m.

Wir arbeiten und entscheiden im Kollektiv; meist können ein bis drei Frauen über befristete Maßnahmen der Arbeitsmarktverwaltung angestellt werden, die weiteren fünf bis sieben Mitarbeiterinnen sind unentgeltlich bzw. gegen gelegentliche Honorierung tätig. Jährlich neu zu beantragende Subventionen erhalten wir von verschiedenen Stellen des Bundes, der Gemeinde, der ÖH usw.

Entstehungsgeschichten

Der historische Prozeß, der mit der Gründung des "*Archivs der Neuen Frauenbewegung*" nicht anfang und mit der Umbenennung in "*STICHWORT, Archiv der Frauen- und Lesbenbewegung*" (1990) auch lange nicht endet, ist unseres Erachtens zu seinem Beginn weniger mit der Metapher des Fußlassens in der Wissenschaft als mit dem Bild des von der "Bewegung" auf die Hochschulen überspringenden "Funkens" zu illustrieren.³

Ende der siebziger Jahre entstanden in Wien die ersten Uni-Frauengruppen, diskussions- und aktionsfreudige Experimente der Zusammenarbeit zwischen Frauen aus "männerdominierten" linken Organisationen und autonomen Feministinnen aus dem damaligen Frauenzentrum, die zusammen mit zwei Kulturreferentinnen der ÖH schließlich die Gunst der Stunde nutzten und ein "Informations- und Kommunikationszentrum für Studentinnen" erkämpften; das "Uni-Frauenzentrum" in jenen Räumen, in denen heute *STICHWORT* untergebracht ist. Das Uni-Frauenzentrum (UFZ) formulierte den programmatischen Anspruch, "das bürgerliche Fachidiotentum" auch der isoliert arbeitenden Studentinnengruppen sprengen, die Situation der Frauen an der Uni und überall analysieren und gemeinsame Widerstandsformen entwickeln zu wollen; "nutzloser Seminarfeminismus" wurde entschieden zurückgewiesen.

³ Für den Abriss der Entstehungsgeschichte vgl. auch: Uschi Rosmanith: *Erricht' sie mir ein Uni-Frauenzentrum*. In: *STICHWORT, 10 Jahre Berggasse 5/24*, Wien 1990, 8-10. Margit Hauser: *Der Verein Frauenforschung und weiblicher Lebenszusammenhang*. In: a.a.O., 17-20. Hanna Hacker: *Mit Stolz: ein Wechselbalg der Alma Mater?* In: a.a.O., 42-46.

Sahen die politisch "außerhalb" der Universität beheimateten Gründerinnen des UFZ bewegte Frauen an den Unis 1979 noch und nur als "hauptsächlich optisch präsent: Hier und da ein Frauenzeichen, obligates Lila, ein freierer Blick", so explodierten in der ersten Hälfte der achtziger Jahre die Ansätze einer ersten Institutionalisierung studentischer Frauenpolitik und feministischer Forschung und Lehre. Die Schaffung der ÖH-Frauenreferate, die Zunahmen der Frauenveranstaltungen, erste Sammelpublikationen frauenspezifischere Theoriebildung, erste feministisch-wissenschaftliche Fachtagungen usw. fallen in diesen Zeitraum. "Frauenforschung" wurde mehr und mehr zu einem Diskussionsthema im UFZ, und die Gründung des Vereins Frauenforschung und weiblicher Lebenszusammenhang im UFZ (1982) erfolgte als Reflex auf diese Prozesse. Initiiert vor allem von Geschichte-Studentinnen, intendierte der Verein, Augenmerk auf die Wechselwirkung von Forschung und Praxis zu legen, das Verhältnis von Frauenforschung und Frauenbewegung näher zu bestimmen. Parteilichkeit im eigenen wissenschaftlichen Tun zu affizieren und feministische Forschung als Bewußtwerdungsprozeß zu realisieren.

Für kurze Zeit noch schien es möglich "alle" forschungspolitisch relevanten Aktivitäten von feministischen Wissenschaftlerinnen, Studentinnen-Zusammenschlüssen, Frauenprojekten etc. zumindest in Wien zu versammeln, vernetzen und fördern zu können - eine Hoffnung, die wir, trotz oder wegen (teilweiser) personeller und ideeller Kontinuität von Beginn des UFZ bis heute, im Laufe der achtziger Jahre nach und nach zugunsten unserer "Spezialisierung" auf das Archiv und die Bibliothek hinstellten.

Einen von vielen Anfängen nimmt *STICHWORT* mit der Gründung einer Archivgruppe im Verein Frauenforschung und weiblicher Lebenszusammenhang im Spätherbst 1983.

Erfahrungen zwischen Autonomie und Universität

STICHWORT hat nach wie vor den Anspruch, ein Archiv der und für die Frauen/Lesbenbewegung zu sein, feministische Aufbrüche zu dokumentieren, bewegungspolitische Erfolge, Mißerfolge, Vorläufigkeiten, Seitenwege und Vielfältigkeiten der Bewegung(en) begreifbar zu machen. "Genutzt" werden wir jedoch hauptsächlich als Bibliothek, in der vergriffene feministische KlassikerInnen und teure Neuerscheinungen, anderswo schwer oder gar nicht erhältliche Aufsätze, hochspezialisierte Texte und populäre Übersichtswerke nach einem von uns selbsterarbeiteten feministischen Schlagwortsystem (mit in anderen Bibliotheken nicht vorfindlichen Begriffen wie *Pornographiedebatte*, *Subsistenzproduktion*, *Geschlechterdifferenz*, *feministische Medienkritik*) - sowie Auskünfte aller Art zu Verfügung stehen. Die überwiegende Mehrheit unserer Benutzerinnen sind Studentinnen, Besucherinnen von Frauenlehrveranstaltungen an Wiener Universitäten und Hochschulen. Wir erleben daher in unseren Räumen die "dort" oft - im doppelten Wortsinn - nicht wahrgenommene andere Seite des

feministischen universitären Wissenschaftsbetriebes: den Zwang zu bzw. den Wunsch nach schnellem Konsum der nötigsten Literatur, die möglichst sofort kopiert werden muß, die Fragen nach einer flotten mündlichen Inhaltsangabe der relevantesten Bücher, aber auch die Eifrigkeiten des Engagements und der Neugier, die Ratlosigkeit bei der Suche nach einem Diplomarbeitsthema, das Bedürfnis nach Information über die Qualitäten der Dozentin XY, die Flüsse des Wissenschafts- und Bewegungsklatsches an der studentischen "Basis".

Zwar sehen wir den in den letzten Jahren erfolgten enormen Zuwachs an Artikulations- und Organisationsformen im Bereich der (universitären) Frauenforschung positiv, vermuten jedoch, daß die Tragweite bestehender Defizite zunimmt: institutionelle Angebote an Beratung, Betreuung, Information, kontinuierlicher Erfahrungsaustausch, Weitergabe von feministisch-wissenschaftlichem "Know-how" etc. scheinen die Nachfrage danach keineswegs abzudecken: universitäre Einrichtungen dürften aus strukturellen Gründen die Voraussetzungen für selbstbestimmtes feministisch-wissenschaftliches Arbeiten nicht bieten können.

Für uns verschärft sich so das Prekäre an den verschiedenen Balanceakten zwischen dem Projekt der Kollektivität, mit dem patriarchale (feudale) Strukturen des akademischen Bildungssystems unterlaufen und aufgebrochen werden sollten, und dem nach und nach entstandenen Selbstverständnis als (gern) auch "professionelle" Archiv-, Bibliotheks- und Dokumentations-einrichtung. War in den ersten Jahren des Archivs der Neuen Frauenbewegung die Diskussion um "Feminismus oder Serviceorientierung" Ausdruck abstrakter Konzeptualisierung, so stellt sich diese Frage nun drängender und konkreter. *STICHWORT* leistet u. a. aufgrund langjähriger Erfahrungen der Mitarbeiterinnen mit Projektmanagement, aufgrund der Aneignung bibliothekarischen Fachwissens und nicht zuletzt aufgrund der Entscheidung für die Umstellung der Bestandserfassung auf EDV hochqualifizierte Arbeit, und viele der Projektträgerinnen verorten im Wissenschaftsbetrieb ihre beruflichen Fähigkeiten und berufsständischen Interessen. (Derzeit verheimlichen wir ein halbes Dutzend akademischer Titel; die Seiten unserer eigenen wissenschaftlichen Veröffentlichungen zählen wir nicht.) Mangelhaft finanzierte Betreuungs- und Beratungs-Infrastruktur im Vorfeld renommierter(er) universitärer Frauenforschung(en), Literatur- und andere Tip-Lieferantinnen für akademische Karrieren wollen wir jedoch weder sein noch werden, brächte uns diese Funktion doch in allzu große Abhängigkeit vom Wohl und Wehe dessen, was unseres Erachtens als nicht zuletzt wenig selbstbestimmter "Seminar-feminismus" (von wessen Gnaden?) um frauenbewegte Handlungs- und Arbeitsweisen oft kaum noch weiß.

... und Wissenschaftspolitik(erInnen) ...

Ein autonomes Projekt bringt denkbar schlechte Voraussetzungen für die erforderliche Einsicht in das Funktionieren jener Institutionen mit, die von Staats

wegen für die finanzielle Zuwendung zu wissenschaftlich fußfassende Frauen vorgesehen sind. Diesen Institutionen wiederum scheint die Einsicht in das Selbstverständnis eines autonomen Projekts ebenfalls nicht immer leicht zu fallen.

In den ersten Jahren des Bestehens des Vereins Frauenforschung und weiblicher Lebenszusammenhang hatten wir einzusehen, warum wir staatlichen (potentiellen) GeldgeberInnen bei jedem Verhandlungstermin langwierig die Unterschiede etwa zwischen uns, dem "Zentrum für Frauenforschung", der "Dokumentation Frauenforschung" etc. erläutern mußten, um letztlich doch auf den "Mangel an budgetärer Bedeckung" für alle verwiesen zu werden. Späterhin sollten wir einsehen, daß viele unserer Aktivitäten, keinesfalls aber Buchanschaffungen unseres Bibliotheksprojekts förderungswürdig schienen oder daß einige Bundesstellen, nicht aber das Wissenschaftsministerium für unser wissenschaftliches Tun, schließlich daß andere Abteilungen, keinesfalls aber die den wissenschaftlichen Bibliotheken gewidmeten sich für unsere Vorhaben zuständig fühlten. All dies hat sich dankenswerterweise längst geändert.

Verweisen gegenüber zeigen wir uns mittlerweile meist einsichtig, auch wenn der Erfolg der Einsichtigkeit zweifelhaft bleibt. Verwiesen auf die geforderte Kooperation mit einer Initiative zur Vernetzung der Frauen in österreichischen Dokumentationsstellen, beteiligten wir uns an dieser Vernetzung, vermögen es zugleich wiederum kaum, wurden uns doch die so gut wie zugesagten Mittel für unsere Umstellung auf EDV unter diesem Titel ministeriell nicht genehmigt. Verwiesen auf die Notwendigkeit, unser Verhältnis zur (Frauen-) Hochschulpolitik zu explizieren, beantragten wir Gelder für die genauere (Selbst-) Beforschung unseres "besonderen" Status" zwischen Frauenbewegung und universitärer Wissenschaft und wurden als eines Forschungsauftrages nicht würdig, da angeblich institutionell-hierarchisch strukturiert, begutachtet.

Weiterhin irritiert reagieren wir auf wohlwollende Hinweise, in Forschungsanträgen "doch lieber äh, *Frauen* zu schreiben, ebenso wie auf ein Ver-Lesen und Wegverhandeln unseres durchaus unoffensiven Namens "... und weiblicher Lebenszusammenhang" als "Lebenszusammenhang" oder auf optische Hinnahmen der "... und Lesbenbewegung" als "Lebensbewegung".

Aufmüßigkeit gehört zur Rolle der Ex/Zentrischen. Wir scheinen sie mäßig gut zu spielen und verwalten nun eine Jahresbudget von rund einer dreiviertel Million Schilling.

... und Institution und Bewegung

Die stark divergierenden Lebenswelten (von Frauen) in der Hochschulpolitik, der universitären Frauenforschung und einer klassisch-feministischen Tradition sich situierenden Projekts bedingen, unserer Erfahrung nach, nachhaltige Schwierigkeiten in der Kommunikation untereinander. Gegenseitiges Interesse, wie asymmetrisch auch immer, stößt schnell an die Grenzen des Verständnisses etwa für in Weisungen oder Unterwerfungen unter unentrinnbare institutio-

nelle Zwänge eingebundene Organisationsformen einerseits, für kollektive, frauenbewegungsorientierte Prozesse und Handlungsanweisungen andererseits.

Der Verein Frauenforschung und weiblicher Lebenszusammenhang begriff sich als autonom, nicht weil wir staats- oder verbandsunabhängige Finanzierungsformen gefunden hätten, und auch nicht, weil wir meinen, universitäre Wissens- und Macht(re)produktion betreffe unsere Arbeit nicht. Unsere (relative) Autonomie bezieht sich auf die Möglichkeit, selbst zu definieren - und sei es in langwierigen Prozessen -, was wir "politisch" tun möchten, was wir als "feministisch" empfinden, auf welche Zusammenhänge - und sei es zeitweise ohne symbolische oder materielle Anerkennung - wir uns beziehen wollen, und auf welche nicht. Diese Bedingung unseres Handelns teilen wir tendenziell eher mit Gruppierungen der autonomen Frauen/Lesbenbewegung als mit solchen der wie auch immer engagierten universitären oder "außeruniversitären" Forschung und Lehre. Deshalb fühlen wir uns z. B. der Vernetzung der autonomen Frauenprojekte (Wien), dem (feministischen) Netzwerk deutschsprachiger Frauenarchive und -bibliotheken oder auch einigen Studentinnengruppen auf Instituts- und Fakultätsebene enger verbunden (und verpflichtet) als den Politikformen wie z. B. der "Initiative zur Stärkung der Frauenforschung" (Uni Wien) oder FRIDA (Vernetzung frauenspezifischer Informations- und Dokumentationseinrichtungen), wo einzelne von uns allerdings sehr wohl unsere Interessen zu vertreten, unsere Präsenz zu bekräftigen versucht(en).

Gleichwohl bleibt unsere Positionierung in der autonomen Frauen/Lesbenbewegung nicht spannungslos: Hier sind wir gehalten, Differenzen um die Reproduktion von Herrschaftswissen auch in der Bewegung, um das "Dokumentieren" und das "Machen" von Geschichte, um Ähnlichkeiten und Unterschiede zwischen Sozial-, Kultur- und Bildungsprojekten, um mehr oder weniger "radikale" politische und persönliche Entwürfe stets aufs neue zu reflektieren und auszutragen.

Hanna Hacker

ARIADNE, oder: wie feministisch ist die Nationalbibliothek?

Der Gedanke eigener Archive und Bibliotheken für Frauen, in denen ihre Geschichte nach speziellen Kriterien gesammelt, bearbeitet und zur Verfügung gestellt wird, ist keineswegs neu. Bereits in der Alten Frauenbewegung gab es solche Initiativen. Mit der Neuen Frauenbewegung und den gesellschaftspolitischen Veränderungen in den 70er Jahren ist die Wissensproduktion (sprich Literatur) universitärer und außeruniversitärer Frauenforschung stark angestiegen. Dabei sind zwei Forschungsbegriffe zu unterscheiden: *Frauenforschung* als interdisziplinäre Wissenschaftsrichtung, die den vernachlässigten, verdeckten Aspekt des Weiblichen aufarbeitet, und *feministische Wissenschaft*, die darüber hinaus auch die Methoden der her-

kommlichen patriarchalen Wissenschaftstheorie kritisiert und eigene Kriterien entwickelt. Frauenforschung und feministische Wissenschaft haben sich mit ihrem Anspruch der Interdisziplinarität und der eigenen Bildungsarbeit in eine eigenständige Richtung entwickelt. Die institutionalisierten Bibliotheken und Archive konnten anfangs mit der Aufarbeitung der Publikationsfülle nicht Schritt halten - autonome Frauenarchive nahmen sich dieser Aufgabe an.

Die Idee, auch in einer großen Institution, wie der Österreichischen Nationalbibliothek eine derartige spezialisierte Servicestelle für frauenspezifische Literatur zu errichten, geht in die Mitte der 80er Jahre zurück. Damals wurden erstmals in einer Durchführbarkeitsstudie für frauenspezifische Information und Dokumentation von Christa Wille & Andrea Fennesz (vom Wissenschaftsministerium gefördert) die Rahmenbedingungen und Anforderungskriterien für eine solche Stelle in Österreich untersucht. Von den zwei Modellvarianten (autonome Einrichtung - Anbindung an eine bereits bestehende Institution) konnte aus realpolitischen und finanziellen Gründen schließlich nur an die Realisierung der zweiten (Eingliederung in eine bestehende Bibliothek, nämlich der Österreichischen Nationalbibliothek) gedacht werden. Mit der von bürokratischen Apparaten bewohnten Verzögerung war es dann 1991 so weit: Es gab grünes Licht von Seiten des Wissenschaftsministeriums und wir (Christa Wille & Helga Hofmann) konnten mit der Aufbauarbeit beginnen. Wir erarbeiteten neue Konzepte, die die Weiterentwicklung der Frauenforschung und feministischen Wissenschaft berücksichtigten. Wir fanden einen symbolischen Namen (*ARIADNE* steht für den roten Faden durch das Labyrinth der interdisziplinären Frauenforschung!). Ein Raum, Möbel, Computer mußten "eingestimmt" werden. Wir nutzten die Institution und ihre Ressourcen, wir fanden Nischen, wir klinkten uns in den Geschäftsgang ein ...

ARIADNE möchte ihren Beitrag zur gesellschaftspolitischen Besserstellung der Frauen auf informationswissenschaftlicher Ebene leisten. Wir wollen Literatur - sowohl selbständig als auch unselbständig erscheinende - unter frauenspezifischer Sichtweise, dem "anderen Blick" sammeln, wobei unser Augenmerk vor allem den *Austriaca*, internationalen Nachschlagewerken, feministischer Grundsatzliteratur, wichtigen englischsprachigen feministischen Zeitschriften und schwer zugänglicher Grauer Literatur gilt. Die Erschließung der gesammelten Literatur geschieht nach eigenen formalen und inhaltlichen Kriterien (wie z.B. spezielle Systematiken u. Klassifikationen, eine auf die Bedürfnisse und Sprache von Frauen abgestimmte Beschlagnahme). Außerdem verstehen wir uns als Serviceeinrichtung, die den BenutzerInnen bei der Ermittlung und Beschaffung der für die Frauenforschung relevanten Literatur mit unserem bibliothekarischen und dokumentarischen Wissen zur Seite stehen. Neben der Erweiterung des frauenspezifischen Buchbestandes und dessen dokumentarischer Aufarbeitung wollen wir uns in Zukunft auch um eine

bessere Transparentmachung des vielfältigen historischen Bestandes unserer Bibliothek bemühen.

ARIADNE

hat sich folgende Hauptaufgaben gestellt:

1.) Aufbau einer Literaturdatenbank

Wir beschränken uns dabei weitgehend auf *Austriaca* und internationale Grundsatzliteratur mit besonderer Berücksichtigung der schwer zugänglichen Grauen Literatur, die wir vor allem durch unsere Kontakte zu österreichischen Frauenforscherinnen erhalten. Alle in die Datenbank aufgenommenen Dokumente sind Bestand der ÖNB und werden mit der entsprechenden Signatur versehen. Die Vorzüge unserer Systems (Software "*Allegro*") sind: Benutzerfreundliche Oberfläche, Retrieval nach internationalen Standards, *OPAC* (=Open Public Access Catalogue), bequemes Downloading für Spezialbibliographien, Verknüpfung mit Fakten-Daten-Eintragungen etc. Zur Zeit können ca. 3.500 Datensätze abgerufen werden; in den nächsten Monaten ist daran gedacht, ein eigenes *OPAC*-Terminal im Publikums katalog der ÖNB aufzustellen.

2.) Informationsvermittlung

Für bibliographische Auskünfte bieten wir, neben den großen internationalen und allgemein bekannten Hosts (wie z.B. Dialog), Zugang zu speziellen frauenspezifischen Datenbanken. Dafür nutzen wir in immer stärkerem Maße die vielfältigen Möglichkeiten des Internet (frauenspezifische Newsgruppen, Mailing lists, Zeitschriftendatenbanken etc.). Besonders hervorheben möchten wir in diesem Zusammenhang unseren Zugang zu *KVINNSAM*, einer rein frauenspezifischen Datenbank in Schweden. Neben CD-ROMs und Bestandskatalogen berühmter Frauenbibliotheken auf Mikrofiche werden natürlich auch konventionelle Bibliographien in Buchform als Auskunftsmittel zur Verfügung gestellt.

Als wahrer "Bestseller" hat sich unser *Newsletter*, eine Auswahlliste frauenspezifischer Neuerwerbungen an der ÖNB (versehen mit kurzen Inhaltsangaben), erwiesen. Er erscheint ca. 2-monatlich und ist am Informationsschalter der ÖNB oder als Abonnement erhältlich.

3.) Vernetzung

Der Informationsaustausch zwischen Fachfrauen der autonomen und institutionalisierten Dokumentations-einrichtungen ist für die Erfüllung unserer Aufgaben besonders wichtig und - wie Beispiele aus Deutschland und der einschlägigen Literatur zeigen - nicht selbstverständlich. In Österreich ist es uns gelungen, eine Zusammenarbeit dieser heterogenen Frauengruppen herbeizuführen: der Verein *FRIDA* (Verein zur Förderung und Vernetzung frauenspezifischer Informations- und Dokumentations-einrichtungen in Österreich) wurde gegründet. Diese Initiative hilft nicht nur, Überschneidungen und Doppelarbeit zu vermeiden und KlientInnen gezielt weiterzuv vermitteln, es werden in regelmäßigen Treffen auch gemeinsame Strategien und

Konzepte entwickelt (wie z.B. Erarbeitung eines feministischen Thesaurus und eines Handbuchs für biographisches Arbeiten).

Neben den österreichischen Kontakten pflegt *ARIADNE* auch Informationsaustausch mit zahlreichen frauenspezifischen Dokumentationseinrichtungen in Europa und Übersee. Durch die Teilnahme an einem Weltkongreß für frauenspezifische Bibliotheken, Archive und Dokumentationsstellen in Cambridge, Mass., im Sommer 1994 wurden diese Kontakte intensiviert.

Nach der Aufbauphase, in der ständig neue Konzepte entwickelt, verworfen und dann doch wieder aus dem Papierkorb geholt wurden, befinden wir uns nun in einem Stadium der Konsolidierung. Der Routinebetrieb hat eingesetzt, die Akzeptanz ist bereits so groß, daß wir am Horizont Kapazitätsgrenzen sehen - uns aber nicht davor fürchten.

Leistungsbezogenes Arbeiten und Servicedenken tragen für uns wesentlich zur Berufszufriedenheit bei. Sonderwünsche und knifflige Recherchen stellen eine Herausforderung für uns dar.

Dem für uns heißt es: Feministisches Arbeiten an einer Bibliothek macht auch Spaß!!!

Helga Hofmann und Christa Wille

Kontaktadresse:

ARIADNE
Kooperationsstelle
Frauenspezifische Information und Dokumentation
ÖSTERREICHISCHE NATIONALBIBLIOTHEK (ÖNB)
Postadresse: A-1015 Wien, Josefsplatz 1
Zugang: Heldenplatz, Haupteingang, 2. Stock (Lift)
Telefon: 53410/487, FAX: 53410/437.
E-Mail: ariadne@griff.onb.ac.at

Eine kurze und subjektive Geschichte der Institutionalisierung von Frauenforschung

Was stattdessen notwendig wäre, ist die, auch selbst-kritische, Befragung von Erfahrungen in der skizzierten Dialektik von Ausschluß, Separierung und Integration.

Sigrid Weigel

1. Befremdung

Schauplatz: Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft (DGPK) 1991 in Bamberg. Ich war befremdet. Sicher, ich war eine „Neue“. Das war meine erste Jahrestagung und ich war gerade erst ein paar Tage Mitglied der DGPK. Aber das war es nicht allein. Ich fühlte mich als Fremde auf dieser Tagung, weil die geringe Präsenz von Frauen als Vortragende und Diskutantinnen und weil die fehlende Thematisierung des Geschlechts als wichtiger sozialer Kategorie mir relativ geringe Identifikationsmöglichkeiten ließen.

Daß meine Wahrnehmung keine abwegige Konstruktion war, ließ sich an der Tagungsstatistik ablesen. Im gesamten Tagungsprogramm waren ganze sechs Frauen namentlich erwähnt. "Theorien öffentlicher Kommunikation" hieß das Thema, zu dem Frauen anscheinend öffentlich so wenig zu sagen hatten, wenn sie auch immerhin ein gutes Drittel der ZuhörerInnen ausmachten. Es fehlten einfach profilierte Frauen, erklärte ein wirklich wohlmeinender Vorstand. Nun hängt profiliert sein mit dem Mut und der Gelegenheit zur Profilierung zusammen. Profilierung hängt wesentlich davon ab, daß Menschen sich dazugehörig fühlen und fühlen können. Die interne Struktur der DGPK, so wie ich sie in den Konferenztagen 1991 erlebt habe, bietet den Frauen und insbesondere den Frauen, die in der Frauenforschung tätig sind, dazu wenig Möglichkeiten an. Das Referenzsystem ist männlich geprägt. Ich hörte damals viel von Kollegen, Autoren, von Konstruktivisten und Realisten. Die Exemplare dieser Gattungen, die in Bamberg präsentiert wurden, waren allesamt Männer. Ich war befremdet worden.

2. Anfänge

Daß ich diese Befremdung spüren und dann auch äußern konnte, sie nicht nur in mir als Stachel des Selbstzweifels spürte und bewahrte, das hat Bamberg ausgezeichnet. In Bamberg gründeten wir die Arbeitsgruppe Frauenforschung, die Jutta Röser und mich als Koordinatorinnen wählte.¹ Die Frauen- und Geschlechterforschung sollte damit einen Ort in der DGPK bekommen. Die Arbeitsgruppe wollte darüber hinaus aber einen Arbeits- und Diskussionszusammenhang bilden, ein Netzwerk der Kommunikations- und Medienwissenschaftlerinnen sein: gegen die Einsamkeit ihrer Arbeit, gegen die traditionsreiche Ausgrenzung von Frauen aus der "scientific community" – für den regen Informations- und Gedankenaustausch, für die Ermutigung zur Teilnahme am wissenschaftlichen Diskurs. Zugleich sollten diese Treffen trotz der organisatorischen Anbindung an die DGPK offen bleiben. Konkret hieß das, die finanziellen (das erwies sich als Illusion) und organisationspolitischen Vorteile der DGPK zu nutzen und sich hier als Arbeitsgruppe zu konstituieren, ohne zugleich auf den Impuls und die Innovation von Frauen zu verzichten, die für diese Organisation (noch) nicht „standesgemäß“ waren oder ihr nicht beitreten wollten.

Mehrere Fäden liefen in der Institutionalisierung der Frauenforschung in Bamberg zusammen: Mit der Wahl Irene Neverlas zum Vorstand der DGPK 1990 hatte die Frauenforschung an einflußreicher Stelle eine wichtige Fürsprecherin erhalten.² Dann: die Berufung Christina Holtz-Bachas auf eine Professur an der Ruhr-Universität Bochum, die erstmals in der Geschichte der deutschen Kommunikationswissenschaft zumindest in Teilen der Frauenforschung gewidmet ist. Schließlich

¹ 1994 haben Petra Werner und Ulla Wischermann dieses Amt übernommen.

² Sie blieb im Vorstand bis 1994 als Barbara Mettler-v. Maibom in den Vorstand gewählt wurde.

spitzte sich der Widerspruch zu zwischen der fehlenden Institutionalisierung und geringen Förderung kommunikationswissenschaftlicher Frauenforschung einerseits und dem stetig wachsenden Interesse vor allem von Studentinnen und jungen Wissenschaftlerinnen andererseits. Das ließ sich vor allem an dem Mißverhältnis zwischen der geringen Zahl an Buchpublikationen und Zeitschriftenaufsätzen und einer Fülle an "grauer Literatur" ablesen.

Nicht unbedeutend für die dann sehr rasch erfolgte und im ganzen erfolgreiche Institutionalisierung war die Tatsache, daß die Frauenforschung in der deutschen Kommunikationswissenschaft sowohl der Entwicklung in anderen Disziplinen, wie z.B. der Soziologie, Pädagogik oder Geschichtswissenschaft, als auch der Forschung in anderen Ländern, vor allem in den USA, England, Kanada und Schweden, weit hinterhinkte. So gibt es in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie bereits seit 1978 eine Sektion Frauenforschung, die sich an der Vorbereitung und Durchführung von Tagungen beteiligt und eigene Publikationen herausgibt. In den USA hat die kommunikationswissenschaftliche Frauenforschung zehn Jahre früher als in der Bundesrepublik begonnen und weist einen entsprechend höheren Bestand an Forschungsergebnissen und theoretischen Beiträgen auf.

3. Förderplan

Zum Selbstlauf wurde die Institutionalisierung jedoch nicht. Unsere Befremdung jedenfalls verstärkte sich, als es uns nicht gelang, ein eigenes Unterplenium für die nächste Jahrestagung 1992 in Fribourg durchzusetzen. Und das, obwohl das Thema „Unterhaltung“ hieß. Der damalige Vorsitzende Wolfgang Hoffmann-Riem bedauerte ein unglückliches Zusammentreffen von Verfahrensproblemen und Mißverständnissen. Die Sprecherinnen der Arbeitsgruppe sahen das grundsätzlicher:

Ein Grundproblem sehen wir darin, daß über die Relevanz der Variable *Geschlecht* in unserem Fach keine Klarheit herrscht. Wenn auf der Tagung beispielsweise über die Regenbogenpresse und über Sportberichterstattung diskutiert wird, so bedeutet dies, über Frauenmedien einerseits und Männermedien andererseits, über weibliche Rezeption einerseits und über männliche Rezeption andererseits zu sprechen – auch wenn dieser Aspekt von den Teilnehmenden möglicherweise nicht thematisiert wird. Gerade zum Thema „Unterhaltung“ hat die Frauenforschung einiges an Erkenntnissen beizutragen, wie unsere Vorschläge ja auch verdeutlichen.¹

Unter dem Motto "Hat Unterhaltung ein Geschlecht? Hat Forschung ein Geschlecht?" war die Arbeitsgruppe Frauenforschung dann trotzdem in Fribourg präsent, unter anderem durch eine gut sichtbare Stelltafel mit Daten zur Geschlechterverteilung in der DGfPuK, durch die im Plenumsaal aufgestellten Skulpturen – drei Männer- und drei Frauenbüsten – der österreichischen Künstlerin Kristl Matschner, und schließlich mit einem Antrag gegen die Diskriminierung von Kommunikationswissenschaftlerinnen.

Der nach hitziger Debatte – in deren Verlauf wir auf eine konkrete Quotenfestlegung verzichteten – verabschiedete Antrag erklärt die Gleichstellung der Frauen zu einem Ziel der DGfPuK und erkennt die Frauen- und Geschlechterforschung als einen wichtigen Teilbereich der Kommunikationswissenschaft an. Der Antrag legte auch fest, daß sich bei der nächsten Jahrestagung ein Plenumsreferat und ein Unterplenium geschlechtsspezifischen Aspekten des Tagungsthemas widmen sollten.

Fribourg war ein Durchbruch für die Frauen- und Geschlechterforschung in der Kommunikationswissenschaft, wenn auch seitdem um die Erfüllung des Antrags immer wieder gerungen, an seine Existenz immer mal wieder erinnert werden muß. Ein Plenumsreferat beispielsweise, das Geschlechterfragen auch nur mit reflektiert hätte, gab es noch nicht. Trotzdem: Erst nach Fribourg hatten wir die Hände frei, uns als Arbeitsgruppe Frauenforschung in der DGfPuK stärker inhaltlichen Fragen zuzuwenden.

Bei den Jahrestagungen in Berlin 1993 und in München 1994 konnten wir jeweils ein eigenes Unterplenium mit spannenden inhaltlichen Debatten und unter internationaler Beteiligung durchführen. Im Februar 1994 gestalteten wir einen Workshop zur Rezeptionsforschung, bei dem wir erstmals auch Frauen aus der medieneigenen Forschung und der Medienpraxis einbeziehen konnten.² Da bemerkten wir noch etwas: Eine ganze Reihe der Frauen, die bei den ersten Treffen 1990 noch Studentinnen waren, befinden sich inzwischen im wissenschaftlichen Mittelbau, nicht wenige sind in die DGfPuK eingetreten. An der Tatsache, daß Frauen viel seltener als Männer im Fach eine Dauerstelle haben oder vollzeitbeschäftigt sind, hat das allerdings nichts geändert. Auch der Frauenanteil unter den ProfessorInnen, der 1990 bei 8 bis 12 Prozent lag, hat sich nicht erhöht.³

Seit 1992 gibt es eine Fülle neuer Buchveröffentlichungen. Christina Holtz-Bacha gibt in Bochum, Jutta Röser und ich geben in Münster eine Reihe zur Frauen- und Geschlechterforschung heraus, erschienen sind auch zwei Bibliographien mit Forschungsarbeiten. In Münster steht dank Jutta Röser ein umfassendes Archiv der „grauen Literatur“. Nicht zuletzt war "Gender" das Thema zumindest einer Fachzeitschrift, des *Medien Journals*.⁴ Institutionalisierung der kommunikationswissenschaftlichen Frauenforschung – also durch und durch eine Erfolgsstory? Das wohl kaum.

4. Quarantänestation

² Der folgende Workshop fand im Frühjahr 1995 in Zusammenarbeit mit der Evangelischen Medienakademie zur „Erinnerungsarbeit“ statt.

³ Vgl. Romy Fröhlich, Christina Holtz-Bacha: *Gebremster Aufstieg: Frauen in der Kommunikationswissenschaft*. In: Romy Fröhlich (Hrsg.): *Der andere Blick: Aktuelles zur Massenkommunikation aus weiblicher Sicht*. Bochum 1992, 263-276.

⁴ Genaue Nachweise der hier und im folgenden erwähnten Publikationen finden sich in meinem Aufsatz *Medien und Geschlecht: Theoretische und methodische Perspektiven* in diesem Heft.

¹ Brief von Elisabeth Klaus und Jutta Röser an Wolfgang Hoffmann-Riem, den damaligen Vorsitzenden der DGfPuK vom 25.02.1992.

Gerade die Zugeständnisse der Institutionen, zum Beispiel die Einrichtung sogenannter Frauensektionen bei Tagungen, die Besetzung sogenannter Frauenprofessuren usw. haben nicht selten den Effekt einer Trivialisierung. Sie bedeuten eine geduldete Teilhabe, reproduzieren sie doch eine tradierte Geschlechterordnung, in der der Mann das Allgemeine repräsentiert und Frauen einer besonderen Behandlung bedürfen. Was den Frauen den Zugang zum Fach ermöglicht, sichert zugleich den ungestörten Ablauf der übrigen Veranstaltung: eine separierte Teilöffentlichkeit als Forum für geschlechtsspezifische Studien – Integration in Form von Isolierung, zur verbesserten Immunisierung des Gesamtsystems, Frauenforschung als Quarantänestation.¹

Die Institutionalisierung der Frauenmedienforschung bringt unbeschadet der von Sigrüd Weigel pointiert beschriebenen Gefahr der erneuten Abdrängung von Frauenforschung in die Randexistenz der jeweiligen Disziplin zwei wichtige Vorteile mit sich: Geld und Kontinuität. Die kommunikationswissenschaftliche Frauenforschung ist ohne die Bereitstellung finanzieller Mittel durch institutionelle Geldgeber nicht denkbar. Die Küchenhoff-Studie beispielsweise entstand 1975 im Auftrag des Bundesministeriums für Jugend, Familie und Gesundheit als Beitrag zum Internationalen Jahr der Frau. Bei der von Christiane Schmerl verfaßten Forschungssynopse "Das Frauen- und Mädchenbild in den Medien" handelt es sich um eine Expertise zum 6. Jugendbericht. Irene Neverla und Gerda Kanzleiter finanzierten ihre einflußreiche Journalistinnenstudie aus Fördermitteln der Deutschen Forschungsgemeinschaft. Die Anfänge der Frauenforschung zeigen: Ohne Gelder und Zugang zu institutionellen Förderquellen sind größere Forschungsprojekte nicht zu finanzieren.

Der zweite Vorteil heißt Kontinuität. Durch die Formierung einer Arbeitsgruppe innerhalb einer traditionsreichen Organisation konnte Frauenforschung als ein ganzes Projekt sichtbar werden, das eine Tradition besitzt und zu dem Wissenschaftlerinnen an verschiedenen Hochschulen mit unterschiedlichen Ansätzen beitragen. Die Folgen des bis dato gänzlich fehlenden Diskussionszusammenhangs hatte ich in meinem Einladungsschreiben zu einem ersten Gedankenaustausch der Medienwissenschaftlerinnen 1990 formuliert:

Immer wieder entsteht so für Frauen, die sich diesen Themen zuwenden, der Eindruck, ganz von vorne anfangen zu müssen und nur auf wenige theoretische Ansätze und empirische Erkenntnisse zurückgreifen zu können.²

Das Gefühl, in einem noch gänzlich unbeackerten oder zumindest brachliegenden Feld zu arbeiten, ist durch die Konstituierung der Arbeitsgruppe, des damit verbundenen Informations- und Gedankenaustauschs einer realistischeren Einschätzung des Standes der Frauen- und Geschlechterforschung in der Kommuni-

kationswissenschaft gewichen. Erst jetzt gibt es ein Früher - Heute - Zukünftig.

Diese positive Beurteilung wird aber sofort relativiert, wenn man von der Innensicht den Blick auf das Gesamtsystem Kommunikationswissenschaft richtet. Nach wie vor befindet sich die Frauenforschung in einer Nischenexistenz, die Entfaltungsmöglichkeiten versperrt. Das merkt spätestens, wer sich auf eine Stelle bewirbt oder "Karriereplanung" betreibt. Dann nämlich muß ein zweites Standbein her, wird ein Rechtfertigungsdruck spürbar, dem andere – oft viel engere – Spezialgebiete und Teilbereiche, die stärker mit traditioneller Publizistik verknüpft sind, viel weniger ausgesetzt sind. Es wäre naiv zu meinen, daß dieser Druck für die Frauenforschung und feministische Forschung folgenlos bliebe. Das Wohlwollen der Kollegen, die Duldung im Fach wird durch kräftiges Aekern erkauft.

Um Erreichtes zu sichern, ist – individuell und als Arbeitsgruppe – ein gehöriges Maß an Bescheidenheit und damit Selbstbeschränkung im ursprünglich radikalen Ansatz notwendig. Im Protokoll der Bamberger Tagung heißt es:

Die Mehrzahl der Teilnehmerinnen schloß sich der von Irene Neverla vorgeschlagenen Definition von Frauenforschung an: Frauenforschung beinhaltet sowohl die Erforschung des sozialen Handelns von Frauen in kommunikativen öffentlichen und massenmedial vermittelten Bezügen, als auch die kritische Reflexion der gesamten Begrifflichkeit, der Regeln und Prozedere der Wissenschaft durch Kommunikations- und Medienwissenschaftlerinnen.³ (Hervorhebung E.K.)

Angesichts der Verhältnisse im deutschen Hochschulsystem allgemein und der Kommunikationswissenschaft insbesondere tritt dieser Anspruch mit dem der Stellensicherung für Medienwissenschaftlerinnen in Widerspruch.

Es ist wohl kein Zufall, daß die Arbeitsgruppe Frauenforschung der DGPK heute manche der strukturellen Probleme der Vaterorganisation aufweist: die fehlende Einbeziehung von DDR-Wissenschaftlerinnen, sowie die viel zu geringe Thematisierung der Medienprozesse in der DDR und in den neuen Ländern beispielsweise⁴; die viel zu seltene Diskussion alternativer Kommunikationsprozesse; die mangelhafte Reflexion über die Praxisrelevanz und die politische Bedeutung ihrer Forschung; auch, die Dominanz der bundesdeutschen Wissenschaftlerinnen, die für die Kolleginnen aus Österreich und der Schweiz manchmal erdrückend sein muß. Am völligen Versiegen der anfänglich so ernst genommenen Diskussion über die Lehre und über neue Lehrformen zeigt sich beispielhaft die Gefahr, daß die Arbeitsgruppe mit zunehmender Institutionalisierung ein eher traditionelles, männlich geprägtes Verständnis von Wissenschaft übernimmt. Zumindest werden solche Tendenzen als Probleme

¹ Sigrüd Weigel: *Gegenrede. Querelles des Femmes in der Literaturwissenschaft. Eine Antwort auf Marlies Janz jenseits von Gründungsmythen und Verfallsgeschichten*. In: *Frankfurter Rundschau*, 102/1993 (4. Mai), 10.

² Brief vom 21. Mai 1990 an verschiedene Medienwissenschaftlerinnen in NW.

³ Protokoll der Arbeitsgruppe Frauenforschung am 10. Mai 1991 in Bamberg.

⁴ Das gilt trotz der Tatsache, daß auf der Jahrestagung 1993 in Berlin im Unterplenar Frauenforschung die Situation der ehemaligen DDR-Journalistinnen ausführlich thematisiert worden ist.

erkannt und benannt, wie in der Kritik an dem zu traditionellen Programm des Workshops im Februar 1994. Die Dialektik von Ausschluß, Separierung und Integration sorgt zugleich für Lernprozesse.

Es gibt gute Gründe, es sich nicht in der Frauenforschungsecke gemütlich zu machen - ob man uns überhaupt ließe? Denn es sind mehr als nur weiße Flecken auf einer ansonsten stimmigen Landkarte der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft, die es auszufüllen gilt. Diese Landkarte muß neu gezeichnet werden, wenn Geschlechterforschung mit ihrer Überzeugung Recht hat, daß Geschlecht *die* strukturierende

Größe für das Medienhandeln der Menschen ist. Die Ausgrenzung und Ignorierung dieser Perspektive, wie sie in Bamberg 1991 so augenfällig wurde, führt zu einem – um bei einer beliebigen Metapher im Diskurs der Konstruktivisten zu bleiben – Blindsein gegenüber fundamentalen kommunikationswissenschaftlichen Problemen. Daß sich der radikale inhaltliche und methodische Anspruch mit dem Bemühen um Integration und Institutionalisierung reibt, erscheint so als Bedingung für die Entwicklung und Weiterentwicklung der Frauen- und Geschlechterforschung in der Kommunikationswissenschaft.

Elisabeth Klaus

**50 JAHRE
PUBLIZISTIK- UND KOMMUNIKATIONSWISSENSCHAFT
AN DER UNIVERSITÄT WIEN**

Das heißt:
eintausend Absolventen und Absolventinnen

Und viele beachtliche Karrieren in Fernsehen, Radio, Presse,
in Werbung, Public Relations, Kommunikationsberatung
und anderen Branchen.

Soeben erschienen:

BAND 2 DER REIHE "KARRIEREN"
bietet Einblick in weitere 286 Berufsverläufe.
224 Seiten, illustriert, öS 158,-

Erhältlich im Buchhandel (Verlag Braumüller)
oder direkt:

INSTITUT FÜR PUBLIZISTIK- UND KOMMUNIKATIONSWISSENSCHAFT
DR. FRITZ HAUSJELL
Schopenhauerstraße 32, A-1180 Wien
Tel. 4028866-2820, Fax 4020607

REZENSIONEN

MARIE-LUISE ANGERER/JOHANNA DORER (Hrsg.): *Gender und Medien. Theoretische Ansätze, empirische Befunde und Praxis der Massenkommunikation: Ein Textbuch zur Einführung*. Wien: Braumüller 1994 (Studienbücher zur Publizistik- und Kommunikationswissenschaft Bd. 9, Hrsg. v. Wolfgang R. Langenbacher), 228 S.

Auf den ersten Blick mag eine Rezension von *Gender und Medien* seltsam anmuten, erscheint doch die vorliegende Sammlung kommunikationswissenschaftlicher Beiträge zur Geschlechterfrage ausgerechnet in jener Studienbuchreihe, die schon seit geraumer Zeit, genauer: seit beinahe einem Jahrzehnt, Grundstock jeglicher wissenschaftlichen (Aus-)Bildung und Lehre am Wiener Publizistikinstitut ist. In bislang neun veröffentlichten Bänden der Reihe soll den Studierenden "auf kompakte, aber gezielte und im Umfang handliche Weise [...] das Material der basalen Gebiete unseres Faches" (S. VII) zur Verfügung gestellt werden, kündigt der Herausgeber bereits im Vorwort an. Und dennoch unterscheidet sich der jüngst erschienene Band 9 *Gender und Medien* grundlegend von seinen Vorgängern: Schon der zweite Blick macht klar, daß hier nicht grundlegende, sprich: basale, oder vorgeblich grundlegende kommunikationswissenschaftliche Texte, die zuvor bereits in einem Fachblatt veröffentlicht worden sind, manche gar vor 20, 30 Jahren oder noch früher, neuerlich abgedruckt und als buntes Sammelsurium verschiedener Denkweisen und Ansätze weitgehend kommentarlos präsentiert werden. Beinahe ausschließlich Originalbeiträge und neu überarbeitete Beiträge sind in diesem Band aneinandergereiht - eine Tatsache, die nicht zuletzt aus der Neuartigkeit und Aktualität des Themas in unserem Fach allgemein und in seinen österreichischen universitären Zweigstellen im besonderen resultiert.

Vorlesungen und Übungen zur Genderforschung werden schließlich erst seit kurzer Zeit im Rahmen des Publizistikstudiums an den Instituten in Wien und Salzburg angeboten, jedoch ebenso wie zuvor die Lehrveranstaltungen zur Frauenforschung lediglich als Wahl- oder Freifächer. Von Beginn an erfuhren diese Forschungsthemen dadurch eine wissenschaftliche Abwertung, die nicht zuletzt auch die geringe Wertschätzung geschlechtsspezifischer Fragen im alltäglichen Erleben widerspiegelt. Wie die meisten anderen Teilbereiche der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft hinkt auch die hierzulande betriebene Genderforschung den als vorbildlich erachteten deutschen Entwicklungen hinterher, die ihrerseits/wiederum Impulse aus der US-amerikanischen Genderforschung beziehen. So werden im vorliegenden Band etliche Beiträge aus der Feder deutscher und amerikanischer Wissenschaftlerinnen, zum Teil auch von Wissenschaftlerinnen, die zu Forschungszwecken einige Semester an US-amerikanischen Universitäten

verbrachten, zusammengestellt und durch eine Vielzahl an neu überarbeiteten Texten und Originalbeiträgen renommierter österreichischer Forscherinnen ergänzt. Aufbau und Inhalt folgen daher tatsächlich dem unzählige Male eingeforderten, aber nur selten in derartigen Beitragssammlungen durchgezogenen "roten Faden": Ein rundes, anschauliches Werk und trotz der Komplexität des Themas umfassendes Werk zur Einführung in die geschlechtsspezifischen Ansätze und Perspektiven in der Kommunikationswissenschaft liegt vor.

Gender und Medien bietet jedoch keine Einführung in eines der "basalen Gebiete unseres Faches" wie die vorangegangenen acht Textbücher der Studienbuchreihe, deren Titel bereits die Einführung in die *Politische Kommunikation* (Bd. 2) oder in die *Wirkungen der Massenkommunikation* (Bd. 5) etc. verheißen. Hier wird eine komplette Aufarbeitung des Faches der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft nach geschlechtsspezifischen Kriterien geleistet, wobei die Herausgeberinnen explizit darlegen, daß für sie Genderforschung nicht lediglich die Einbeziehung einer bisher vernachlässigten Variable Geschlecht bedeuten kann (S. 4). Hier wird eine feministische Perspektive vorgestellt, die Einführung in die kommunikationswissenschaftliche Genderforschung, also eine gänzlich neue Gesamtschau auf das Fach, der bislang in der Studienbuchreihe noch nicht Rechnung getragen wurde. Der Band *Gender und Medien* entpuppt sich somit bei genauerem Hinschen als Trendsetter, als ein Band, der ein gewandeltes, moderneres wissenschaftliches Verständnis vorstellt und damit auch hierzulande die Diskussion um eine Neuausrichtung unseres Faches eröffnet - auf breiter Basis, denn die Anzahl der Studierenden am Wiener Publizistikinstitut, die in den ersten Semestern die einzelnen Studienbücher durchackern und somit als Inbegriff der Kommunikationswissenschaft begreifen müssen, ist nicht zu vernachlässigen. Darauf sei an dieser Stelle ein letztes Mal hingewiesen.

Die Grundlagen der kommunikationswissenschaftlichen Genderforschung werden zu Beginn des Bandes gelegt. In ihrem Beitrag *Auf dem Weg zu einer feministischen Kommunikations- und Medientheorie* unternehmen die Herausgeberinnen Marie-Luise Angerer und Johanna Dorer den Versuch, einige bedeutende der unzähligen, im anglo-amerikanischen Raum verbreiteten Theoriesätze vorzustellen und diese in der Folge einer Systematisierung zu unterwerfen. Immer wieder verweisen sie dabei auf die Vielfalt der Ansätze sowie deren weltanschauliche Gebundenheit, wodurch sie eine - selten vorgenommene - Relativierung der einzelnen Positionen gewährleisten. Die theoretische Basis des Bandes ist somit ausgesprochen profund aufgearbeitet. Auf die vielen fließenden Übergänge wird explizit hingewiesen.

Fließende Übergänge treten schon allein bei der genauen definitiven Abgrenzung des Themenbereiches auf. Frauen- und Genderforschung, die jeweiligen Prämissen, Forschungsschwerpunkte und -ziele dieser beiden Richtungen feministischer Medienforschung, werden zwar in einer äußerst übersichtlich ge-

stalteten, tabellarischen Gegenüberstellung kurz beschrieben, doch auch hier fehlt korrekterweise der Hinweis nicht, daß in der Forschungspraxis die vorgenommene scharfe Unterscheidung keineswegs so eindeutig sei, wie die Darstellung suggeriere (S. 11). Als symptomatisch für die Unschärfe der Begriffe und damit auch deren Inhalte könnte auch die Unsicherheit bei der Wahl des Titels für den vorliegenden Band erwähnt werden, wurde doch eine zeitlang auch der Titel *Frauen und Medien* für äußerst passend und einiger Überlegung wert gehalten. Ungeachtet dessen sind aus der Übersichtstabelle die neuen Entwicklungstendenzen in der feministischen Medienforschung, wie sie sich in dem Begriff der Genderforschung manifestieren, ausgesprochen klar ersichtlich.

Dennoch ist der Band nicht ausschließlich für studentische Neueinsteiger in die Genderforschung von Interesse. Auch Studierende, die bereits die geeigneten Voraussetzungen, also "viel Sensibilität für Gleichberechtigung und Geschlechterdifferenz mitbringen" (S. 3-4), werden in *Gender und Medien* jede Menge Anregungen für ihre zukünftige Auseinandersetzung mit der Genderforschung finden. Daß diese aufgrund des eklatanten Mangels an weiblichem oder zumindest einschlägig interessiertem wissenschaftlichen Universitätspersonal an den österreichischen Publizistikinstituten weitgehend selbständig erfolgen muß, liegt dabei auf der Hand. So werden etwa die wichtigsten Studien und deren Ergebnisse aber auch Defizite der feministischen Kommunikationswissenschaft von Christina Holtz-Bacha in dem Beitrag *Am Rande der Disziplin: Weibliche Perspektiven in der deutschsprachigen Kommunikationswissenschaft* - und damit vornehmlich in Deutschland - aufgezählt. Die Auflistung der einzelnen Studien entbehrt jeglicher theoretischen Fundierung, dürfte aber dennoch von immensem Wert für die deutschsprachige feministische Medienforschung sein, da sie deren einzelne Errungenschaften zusammenfaßt und damit die großen Zäsuren sichtbar macht. Interessierte Studierende werden speziell in diesem Beitrag von Holtz-Bacha Themenvorschläge finden und in den zahlreichen Beiträgen des Kapitels zur weiblichen, medialen Rezeption und Repräsentation ergänzend auch Tips, wie ihr Thema methodisch umzusetzen wäre. Leicht zu übersehen ist dabei jedoch, daß sämtliche Charakteristika der einzelnen Ansätze, also auch deren theoretische und methodische Schwächen, bei der Anwendung im Rahmen der Genderforschung erhalten bleiben. So weist etwa die Studie von Waltraud Cornelßen dieselben zirkulären Versuchsanordnungen und -schlüsse auf wie die Strukturanalyse generell, auf welcher sie aufbaut. Obwohl in dem Band nicht auf diese erwähnten Schwächen aufmerksam gemacht wird, es auch gar nicht in dessen Zielvorgaben fällt, gewährt er einen guten Überblick über die neueren Erkenntnisse der kommunikationswissenschaftlichen Genderforschung. Die umfassende Auswahl an zeitgemäßen Beiträgen, die Darstellung deren inhaltlicher Schwerpunkte sowie methodischer Zugriffsmöglichkeiten nach modernen wissenschaftlichen Kriterien, ermöglicht Interessierten durchaus den Einstieg in die aktuelle wissenschaftliche Debatte.

Andererseits birgt aber genau diese angesprochene Aktualität der Beiträge die Gefahr, schon nach wenigen Jahren überholt und veraltet zu erscheinen - eine Gefahr, die den in den übrigen Bänden abgedruckten "Klassikern" der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft vermutlich nicht so bald droht. Die Genderforschung insgesamt würde folglich als Modethema der 90er Jahre verworfen werden und besonders den männlichen Chauvinisten in der Kommunikationswissenschaft scheinbare Argumente liefern, weshalb sie sich gar nicht erst mit den vorgeblich kurzlebigen, weil wissenschaftlich nicht fundierten Geschlechterfragen auseinanderzusetzen hätten. Somit bleibt Genderforschung angreifbar, berücksichtigt man nicht auch ihre langsame, aber kontinuierliche geschichtliche Entwicklung. In dieser Hinsicht erscheint besonders der Beitrag der amerikanischen Forscherin Lana F. Rakow *The Field Reconsidered* von immenser Bedeutung, da sie erstmals den Versuch unternimmt, den Prozeß der Institutionalisierung der Genderforschung an amerikanischen Universitäten ab den frühen 70er Jahren zu beschreiben. Als Zielvorgabe nennt sie

to record and document our history so that it is not lost and so that others in the field must begin to account for the role in shaping the direction of the discipline" (S. 25).

In einer für europäische WissenschaftlerInnen ungewohnt offener Herangehensweise, legt Rakow ihren politischen Standpunkt offen und relativiert auch selbst die Bedeutung des eigenen Beitrags: Viele maßgebliche Frauen wären leider nicht namentlich erwähnt, viele Ereignisse und Studien nach subjektivem Gutdünken herausgegriffen. Trotz dieser Einschränkungen fallen in Rakows Beitrag unzählige Namen von amerikanischen WissenschaftlerInnen, die bei uns weitgehend unbekannt sind. Unzählige Tagungen und Konferenzen werden detailreich beschrieben, dem Text aber wird aufgrund der geografischen und inhaltlichen Entfernung der angeführten Ereignisse eine Note der Belanglosigkeit verliehen. Dennoch soll er von deutschsprachigen WissenschaftlerInnen als Anregung verstanden werden, es Rakow gleichzutun und die Geschichte der Frauen in der Kommunikationswissenschaft stärker zu berücksichtigen und schließlich umfassend zu dokumentieren. Denn, so bringt sie auf den Punkt,

we must make it impossible to discuss the history or current state of affairs of the field in terms that make us invisible." (S. 32)

Claudia Hefner

INSTITUT FRAU UND GESELLSCHAFT (Hrsg.): *Zeitschrift für Frauenforschung, Themenschwerpunkt: Frauen und Rechtsextremismus*. 12. Jg., Heft 1+2/1994. Bielefeld: Kleine Verlag, 165 S., DEM 15.

In sozialwissenschaftlichen, politischen und pädagogischen Diskussionen über rechtsextreme Erscheinungsformen waren und sind noch immer häufig "falsche", weil verkürzte Sichtweisen, vertreten.

Weder kann das komplexe Phänomen Rechts-
extremismus auf die gewalttätigen Einzeltäter reduziert
werden, noch können Wählerstromanalysen die zuneh-
mende Attraktivität rechtsgerichteter Denkmuster, ge-
schweige denn deren Ursachen erklären.

Falsch wäre es auch, rechtsextreme Erscheinungs-
formen allein auf ökonomische Krisen und den Anstieg
der Arbeitslosigkeit und auf die u.a. daraus resultie-
rende Ausländerfeindlichkeit zu reduzieren. Vielmehr
müssen die unterschiedlichen Ausprägungen und die
realpolitischen Manifestationen rechtsextremen Den-
kens analysiert werden – von den radikal rassistischen
bis zu den rechtskonservativen –, um Ursachen und
Folgeerscheinungen der Rechtsweiche in den europä-
ischen Staaten aufzeigen zu können.

Bestes Beispiel für simplifizierende Sichtweisen
ist die Vernachlässigung und Nichtbeachtung rechts-
extremer Frauen im Forschungsprozeß.

Rechtsextremismus wird in wissenschaftlichen
Studien als Erscheinungsform der patriarchalen Herr-
schaftskultur dargestellt. Und das zurecht: Handelt es
sich doch bei rechtsextremen Organisationen um hier-
archisch geordnete Männerbünde. Als solche werden
sie auch von der Wissenschaft dargestellt.

Damit Hand in Hand geht jedoch die Ausklam-
merung rechtsextremer Frauen und Mädchen bzw. das
Nicht-Fragen nach der weiblichen Partizipation an
rechtsextremer Politik.

Frauen werden im rechtsextremen Denken in die
Reproduktionsarbeit zurückgestossen. Ideologisch sind
sie aufgrund ihres Geschlechts von den männlichen
Hierarchien ausgeschlossen. Dennoch gibt es rechts-
extreme Mädchen und Frauen. An der Seite ihrer
Kameradinnen und Kameraden, ihres Freundes oder
Ehemannes, vertreten Frauen, wenn auch zu einem
geringeren Prozentanteil als Männer, rechtsextreme
Ideologeme.

Und genau diesem nach wie vor nur spärlich
erforschten Themenkomplex *Frauen und Rechtsex-
tremismus* hat sich die *Zeitschrift für Frauenforschung*
1994 gewidmet.

In den Beiträgen über Frauen und Mädchen im
Rechtsextremismus geht es allen Autorinnen darum
aufzuzeigen, daß sich aus der im Vergleich zu
Männern verschwindenden weiblichen Teilhabe am
militanten Rechtsextremismus noch lange nicht
ableiten läßt, daß das "andere" Geschlecht weniger
anfällig für Rechtsextremismus wäre. Zwar richten sich
die realpolitischen Forderungen militanter Organi-
sationen, indem sie physische Stärke und Gewalt-
bereitschaft über ihre Parolen zur Schau stellen, primär
an das sogenannte starke Geschlecht. Doch erzwingen
zum einen diese terroristischen Aktionsformen noch
lange nicht die Schlußfolgerung, daß das "schwache"
Geschlecht daran nicht aktiv - in welcher Art und
Weise auch immer - beteiligt wäre. Zum anderen ist
der militante Rechtsextremismus nur die Spitze rechts-
radikaler Politik.

In rechtskonservativen Gruppierungen und in den
theoretischen Diskussionen des intellektuellen Rechts-

extremismus wird den Frauen ihre Rolle für die so ge-
nannte Volksgemeinschaft zugewiesen.

Jedoch allein das traditionelle Rollenmuster
rechtsextremer Politik - "Frau = Mutter" - aufzuzeigen,
greift viel zu kurz; selbst wenn auf den ersten Blick
traditionelle Rollenverteilungen die ideologischen For-
derungen und politischen Widerstandsformen beherr-
schen.

Generell müssen Frauen und Mädchen, und da-
rauf weist Hilde Utzmann-Kromholz in ihrem Aufsatz
*Rechtsextremismus und Gewalt: Affinitäten und
Resistenzen von Mädchen und jungen Frauen* hin,
Widersprüche in ihrer Lebensplanung mitdenken.

Sie erleben - zugespißt formuliert - den "Drahtsack" einer
doppelten Sozialisation auf Beruf und Familie in der sicheren
Gewißheit einer konfliktreichen Lebensrealität (S. 7)

Rechtsextreme Sozialisations- und Identifika-
tionsmuster heben die einander widersprechenden
Selbstkonzeptionen von Frauen auf, entlasten also, in-
dem über die Ablehnung der Gleichberechtigung von
Frauen und Männern, die Frau über die Ehe und die
Familie als "Gleichwertige" mystifizierend aufgewertet
wird. Doch für kein Mädchen und für keine Frau ist die
Festlegung auf die traditionelle Geschlechterrolle,
selbst wenn sie antiemanzipatorisch eingestellt ist, in
der modernen Industriegesellschaft als "normal" verin-
nerlicht.

Unter demselben Titel wurde 1994 eine quali-
tative Studie veröffentlicht. Diese ist erhältlich bei:
Ministerium für Gleichstellung von Frau und Mann des
Landes Nordrhein-Westfalen, Breite Str. 27, 40213
Düsseldorf).

Im Zentrum des Beitrages von Utzmann-Krom-
holz steht die Gewaltbereitschaft von rechtsextremen
Mädchen und Jungen. Es werden die Unterschiede der
verbal artikulierten Attacken gegen Fremde und
Andersdenkende, weibliche und männliche Aggres-
sionsformen und die physische Gewalt in rechtsex-
tremen Jugend-Gangs analysiert. Und hier zeigt sich
ganz eindeutig, daß Mädchen und Frauen - unabhängig
davon, ob sie Mitläuferinnen, Täter oder Opfer rechts-
extremer Politik sind - anders als ihre Kameraden sich
zur Wehr setzen.

In der mangelnden und wenig plausiblen, weil
faktisch unrichtigen Kategorisierung von rechtsex-
tremen Frauen in Opfer, Täter und Mitläufer, wird die
Brisanz der Diskussion über Mädchen und Frauen im
Rechtsextremismus einmal mehr evident.

Frauen werden aus einer feministischen Perspek-
tive in rechtsextremen Ideologemen sowohl sexistisch
als auch rassistisch, weil sie zu Menschen zweiter
Klasse degradiert sind, ausgegrenzt. Doch schlechthin
die rechtsextreme Frau als Opfer hinzustellen, weil sie
durch die patriarchalen Hierarchien in rechtsextremen
Subkulturen zum passiven Objekt werde, würde die
tatsächliche Teilhabe von Frauen am Rechtsextremis-
mus entschuldigen.

Frauen unterscheiden sich nicht, so Birgit
Rommelspacher in ihrem Aufsatz *Rassismus im Inter-*

esse von Frauen? , in ihren rassistischen Einstellungen grundlegend von Männern, äußern diese jedoch in einer anderen Art und Weise. Der Rassismus hat für Frauen eine andere Funktion als für Männer. Denn die Mehrheit der Frauen ist in unserer Gesellschaft nach wie vor diskriminiert.

Die Frage bezüglich Frauen und Rassismus ist also die, wie bei ihnen Diskriminierung und Dominanz gleichzeitig wirksam sind und sich gegenseitig beeinflussen. (S. 33)

Alle Beiträge zu Frauen und Rechtsextremismus weisen direkt oder indirekt, indem eben Rechtsextremismus aus einer weiblichen Sicht - aus der Sicht der eigenen Widersprüchlichkeiten - beleuchtet wird, darauf hin, daß die Reduzierung auf die männliche Dominanzkultur bei der Analyse rechtsextremer Politikformen zu kurz greift. In der Rechtsextremismusforschung ist es nach wie vor gang und gebe (weil eben auch der Wissenschaftsbetrieb von Männern dominiert wird) die zahlenmäßig zu wenig auffallenden Frauen nicht zu erwähnen und damit auszugrenzen.

Über rechtsextreme Frauen und Mädchen kann nur etwas ausgesagt werden, wenn ihre Verhaltensweisen, ihr Tun und Unterlassen, ihr Unterwerfen und Rebellieren, ihr Akzeptieren und Nicht-Akzeptieren genau betrachtet wird. Besonders müssen die biographischen, sozialisationstheoretischen und organisationssoziologischen Hintergründe berücksichtigt werden, um die politischen Taktiken des "neuen" Rechtsextremismus in seiner Gesamtheit darlegen zu können.

Die Rechtsextremismusforschung darf sich nicht, will sie doch aufklärend wirken und aus pädagogischer Sicht in der feministischen Frauen- und Mädchenarbeit Lösungsmodelle anbieten, weiterhin mit den falschen Fragen, über die wieder nur das ohnehin schon Offensichtliche transparent gemacht wird, begnügen.

Eva Kößlbacher

INSTITUT FRAU UND GESELLSCHAFT (Hrsg.): *Zeitschrift für Frauenforschung. Themenschwerpunkt: Psychologische Aspekte des Frau-Technik-Verhältnisses*.

12. Jg., Heft 3/1994. Bielefeld: Kleine Verlag, 134 S., DEM 15.

Die Zeitschrift für Frauenforschung, herausgegeben vom Forschungsinstitut Frau und Gesellschaft, offeriert den LeserInnen Einblicke in neueste Forschungsansätze und -erkenntnisse des Themenbereichs: *Psychologische Aspekte des Frau-Technikverhältnisses* (12. Jahrgang, 1994, Heft 3). Diese Ausgabe erschließt den LeserInnen u. a. nachträglich die Möglichkeit einer Rezeption der, im Rahmen einer am 5. März 1994 in Hannover veranstalteten wissenschaftlichen Tagung zu diesem Themenschwerpunkt, vorgestellten Beiträge. Die Veranstalter der Tagung, IFG und IKÖ (Institut für Informations- und Kommunikationsökologie), werden somit dem Anspruch gerecht, die Partizipation einer breiten Öffentlichkeit an den erarbeiteten wissenschaftlichen Erkenntnissen zu fördern.

Den umfangreichsten Teil ihrer Aufmerksamkeit widmet Monika Sklorz-Werner in ihrem Beitrag *Technik, Identität, Geschlecht* der Definition von Identität . Mittels auszugshafter Kompilation bereits vorhandener Theorien untergliedert sie die mit Selbstdefinition gleichgesetzte Identität in

- individuelle Identität,
- persönliche Identität und/sowie
- soziale Identität,

um anschließend anhand dieser Dreiteilung die Differenz des geschlechtsspezifischen Technikzugangs zu erläutern. Allerdings verläßt die Autorin teilweise den Weg der klaren Ausdrucksweise, um mit bzw. zu Ehren Hegels den, in diesem Fall schmalen, weil ansatzlosen Grat der Dialektik zu betreten: "Das Besondere ist das Einzelne in bezug auf das Allgemeine, jedoch das Allgemeine in bezug auf das Einzelne".¹

Erst die nachfolgende begriffliche Bestimmung der drei Identitätskategorien verspricht eine Auflösung des philosophischen Exkurses: Die soziale Identität (Allgemeine) definiert sich über soziale Interaktionen, die Rollenüber- bzw. -annahmen implizieren. Objekterkenntnis und Selbstdefinition innerhalb eines sozialen Gefüges stellen die Prämissen für Rollenübernahmen dar. Persönliche Identität (Besondere) dagegen korreliert mit "Fakten der Existenz"², wie z.B. Geschlecht, Physe, Status... Der Begriff der individuellen Identität (Einzelne) erfährt - unspezifisch, wie die Autorin selbst feststellt - eine Gleichsetzung mit der Motivation des einzelnen Individuums aus vorhandenen Möglichkeiten und Bindungen auszuwählen und dient v. a. der individuellen Selbstverwirklichung.

Besonders hervorgehoben werden Prozeßcharakter und Komplexität der auf drei Ebenen ablaufenden Identitätsbildung. Die ontogenetisch schon sehr früh entwickelte Differenz männlicher und weiblicher Identität wird dementsprechend mit unterschiedlicher Identifikationsentwicklung von Buben und Mädchen in bezug auf die Mutter und zahlreiche soziale Einflußfaktoren erklärt. V. a. auf der Ebene der sozialen Identität resp. auf der Ebene der zwischenmenschlichen Beziehungen manifestieren sich erhebliche Unterschiede der Geschlechtsidentität. Die weibliche Identität im Bereich zwischenmenschlicher Beziehungen zu suchen und zu finden , auf "Jahrtausende währende Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern, die sich auf biologische Unterschiede gründet"³ unpräzise zurückzuführen, erscheint mir als faux pas schlechthin, besonders wenn die mittels ethnologischer, kulturhistorischer und sozialpsychologischer Studien entwickelte Kulturkritik bzw. -theorie berücksichtigt wird.

Eine abschließende Trennung zwischen Rollendurchführung und Rollenerwartung leitet zum leider recht kurz gehaltenen Themenzusammenhang Technik,

¹ Monika Sklorz-Werner: *Technik, Identität, Geschlecht*, S.8.

² Ebenda, S. 9.

³ Ebenda, S. 13.

Identität und Geschlecht über: Die v. a. funktional orientierte Rollenerwartung fixiert den/die RolleninhaberIn auch auf bestimmte Eigenschaften. Rollenzuschreibungen bzw. -erwartungen in bezug auf technische Berufe sind zwar funktional festgelegt und geschlechtsneutral, der weibliche Zugang zu Technik und Rollendurchführung wird jedoch aufgrund der unterschiedlichen Geschlechtsidentität erschwert. Sowohl die Betonung des positiven Aspekts des weiblichen beziehungsorientierten Handelns in bezug auf Technik, als auch Kritik an den männlichen Systemstrukturen kommt nur in, m. E. unverdient eng begrenztem Rahmen zum Ausdruck.

Die Autorinnen der beiden nachfolgenden Arbeiten, Judith Ebach und Ulrike Erb, befassen sich mit den Ursachen des geringen Frauenanteils im Bereich der Informatik. Einleitend wird statistisches Datenmaterial bezogen auf die BRD offeriert. Die Möglichkeit, in diesem Zusammenhang einer Gegenüberstellung bundesdeutscher und österreichischer Daten nachzukommen, bietet sich somit an:

Frauenanteil der Immatrikulationen für Informatik:

| | BRD ⁴ | Österreich ⁵ |
|------------|------------------|-------------------------|
| WS 1982/83 | 19,1% | 15,7% |
| WS 1992/93 | 8,6% | 15,2% |

Judith Ebach beschreibt in ihrem Beitrag *Der Rückgang des Frauenanteils in der Informatik - Überlegungen zu möglichen Ursachen aus psychologischer Sicht* zahlreiche Aspekte und Barrieren in bezug auf Computer resp. Informatik, die das weibliche Technik-Verhältnis entscheidend beeinflussen. So etwa beeinträchtigen geschlechtsspezifisch resp. männlich ausgerichtete Inhalte und Anforderungen der Aufgabenstellungen den Bezug positiver Erfahrungen und dementsprechend eine positive Einstellung seitens Frauen im Technikbereich. Die bereits hinlänglich nachgewiesene Benachteiligung der Mädchen im Unterricht findet ihre Fortsetzung in der Negation der von Mädchen bevorzugten sozialen Interaktion am Computer. Ebach betont ebenso wie Erb, daß Geschlechtsstereotypen, mit Vehemenz und Nachhaltigkeit, Einschränkungen des weiblichen Technik- und Computerzugangs perpetuieren. Dementsprechend negativ fällt die Bewertung und Zuordnung weiblicher Kompetenzen, aber auch der Berufs- bzw. Karrieremöglichkeiten im Informatikbereich aus.

Während Judith Ebach v. a. Barrieren in bezug auf positive Computer- und Technikerverfahrung seitens Mädchen und Frauen im Bereich des Bildungsweges aufzeigt, beschäftigt sich Ulrike Erb in ihrem Beitrag *Technikmythos als Zugangsbarriere für Frauen zur Informatik?* auch mit dem Berufsfeld der Informatik. Die bereits im Vorfeld resp. Zugang vorhandenen, kurz

skizzierten geschlechtsspezifischen Abwehrmechanismen korrelieren mit dem Verdrängungsprozeß der Frauen aus diesem Beruf, dessen Prestige aufgrund der impliziten Karrieremöglichkeiten stetig Aufwertung erfährt. Konkurrenz- und Selbstdarstellungsstrukturen sowie die Unterbewertung der problem- und nutzenorientierten Forschungsprinzipien (im Gegensatz zu technischen Handhabungskompetenzen) entsprechen bzw. manifestieren Geschlechtsstereotypisierungen.

Ulrike Erb propagiert eine Entmystifizierung des Technikbegriffs, der elitäres, technikkompetentes männliches Expertentum suggeriert, um diese Stereotypisierung aufzubrechen und die Marginalisierung der Frauen auszuschließen. Abschließend formuliert sie die m. E. äußerst relevante Zielsetzung, Veränderungen im sozialen und ökologischen Bereich der Informationstechnik, u. a. mittels problem- und nutzenorientierter Forschungsaufwertung herbeizuführen. Ihr hoffnungsvoller Blick in Richtung Erhöhung des Frauenanteils in der Informatik wird, trotz optimistisch-konstruktiver Kritik, dennoch - zumindest in bezug auf Österreich - noch des längeren in der Ferne schweifen müssen.

Einen Perspektivenwechsel unternimmt der/die LeserIn zusammen mit Barbara Dippelhofer-Stiem vom Bereich der "Entwicklungsmänner"⁶ zu den "Bedienungsfrauen". Mittels einer an 127 Sekretärinnen und Schreibkräften 1992 durchgeführten Erhebung wird übertriebene weibliche Technikfeindlichkeit, Angsthaltung oder gar Dämonisierung in den Bereich der Stereotypen verwiesen. Dippelhofer-Stiem konstatiert einen einheitlich pragmatischen Zugang, der jedoch bedingt durch die Korrelation von Alter und Kompetenzbewußtsein Differenzen aufweist: Unsicherheiten und Wissensdefizite kommen vor allem bei Frauen, die vor 1954 geboren sind, zum Ausdruck. Andererseits stellen Berufserfahrung und die im Ausbildungsweg erworbenen Qualifikationen wesentliche Faktoren in bezug auf das subjektive Kompetenzbewußtsein dar. Schlußfolgernd betont die Autorin die Relevanz von Schulungen und Qualifikationsmaßnahmen, deren familienfreundliches, innerhalb der Arbeitszeit organisiertes Angebot, unabhängig von der Altersstruktur auf uneingeschränktes Interesse der betroffenen Frauen stößt.

Mit der "Angst, etwas kaputt zu machen" beschäftigt sich Elfriede Löchel in ihrem Beitrag *zur Psychodynamik geschlechtsspezifischer Umgangsweisen mit dem Computer*. Diese Kritik am "Frauenspezifischen Zugang" eröffnet dem/der LeserIn interessante Einblicke in eine psychoanalytisch orientierte Sichtweise in bezug auf das Frau-Technik- resp. -Computer-Verhältnis. Gleichzeitig wirft Löchel mittels apodiktischer Polemik metaphorisch einen Fehdehandschuh, den aufzunehmen geradezu einer Herausforderung entspricht. V. a. das von der Autorin präsentierte Aggressionsmodell bietet, da es sich hier um einen in der Forschung noch unstrittenen Bereich handelt, zahlreiche Ansatzpunkte für Kritik. Mittels einer von März 1990 bis August 1991 durchgeführten Unter-

⁴ Judith Ebach: *Der Rückgang des Frauenanteils in der Informatik - Überlegungen zu möglichen Ursachen aus psychologischer Sicht*, S. 16

⁵ Österreichisches Statistisches Zentralamt

⁶ Barbara Dippelhofer-Stiem: *Technikkompeten: von Sekretärinnen und Schreibkräften im Bürobereich*, S. 41.

suchung, die themenzentrierte Interviews mit 20 Frauen und 24 Männern beinhaltet, wurde die Ermittlung von subjektiven Wünschen, Ängsten und Konflikten im Beziehungsfeld Mann/Frau-Computer angestrebt. Deutliche geschlechtsspezifische Differenzen ließen sich laut Löchel im Angst- und Aggressionsbereich feststellen. Die von 75% der Frauen geäußerte Angst kann simplifiziert in drei Teilbereiche untergliedert werden:

- die Angst davor, etwas falsch zu machen,
- die Angst davor, etwas kaputt zu machen,
- die Angst davor, versehentlich etwas zu löschen.

V. a. die Angstkategorie der Zerstörung setzt Löchel, in Zusammenhang mit der bei Frauen teilweise konstatierten Übertragung einer zwischenmenschlichen Beziehung zum Objekt Computer, in bezug zu Aggression und Schuldgefühlen. Die häufig wahrgenommenen weiblichen Anfangs- und Aktivitätshemmungen gegenüber dem Computer deutet Löchel als Ausdruck der Angst in bezug auf das Ausbrechen eigener aggressiver Impulse. Selbstunterschätzung und pragmatischer, Experimenten abgeneigter Zugang erfährt somit eine Umdeutung in Aktivitätshemmungen aufgrund von Selbstüberschätzung und Allmachtsphantasien bezüglich tabuisierter, aggressiver Zerstörung. Ausgehend von einer trieborientierten Aggressionstheorie setzt Löchel die Notwendigkeit einer Zähmung kindlicher aggressiver Impulse voraus, die der erwachsenen Frau durch das unbelebte Objekt Computer versagt bleiben muß. Abgesehen von, besonders angesichts neuerer Forschungen, berechtigtem Zweifel an diesem trieborientierten Ansatz, bleibt Löchel eine Antwort auf die Frage, weshalb obige Aussagen nur auf das weibliche Geschlecht der Menschheit zutreffen sollen, schuldig. Den Erklärungsversuch, frühe Notwendigkeit bzw. Zwang der Abgrenzung zur gegengeschlechtlichen Mutter fördere die männliche Aggressionskomponente und somit den lustvoll-hemmungslosen Zugang zum Technik- resp. Computerbereich (Gegensatz: gehemmter weiblicher Zugang), läßt die Autorin nicht zu. Die hier angenommene Zähmung ihrer Aggressionen erfahren Kinder beiderlei Geschlechts, Mädchen unterliegen noch dazu wesentlich vehementer einer Erziehung in Richtung sozialer Kompetenz. Eben diese soziale Kompetenz, die Fähigkeit der Aggressionsauf- und -verarbeitung, aber auch die feministische Kulturkritik bzw. -theorie wird von Löchel negiert, indem sie Hemmungen in bezug auf den strukturell männlich ausgerichteten Computerbereich als indirekt zum Ausdruck drängende Angst vor zerstörerischen Aggressionen interpretiert.

Susanne Diemer skizziert in ihrem Beitrag *Plädoyer für eine frauenpolitische Streitkultur* die entwicklungsbedingt unterschiedlichen frauenpolitischen Milieus im Westen und Osten der Bundesrepublik Deutschland: Während die Frauenkultur in der ehemaligen Bundesrepublik zahlreiche Differenzierungs- und Pluralisierungsprozesse durchlief, wurde in der DDR der Staat als zentraler Gegner, zum Mittelpunkt der Aufmerksamkeit aller Oppositions- und Alternativbewegungen und somit auch der Frauenbewegung

thematisiert. Aufgrund des repressiven SED-Regimes wurde der DDR-Frauenbewegung weder eine Entwicklung von frauenpolitischen Milieus, noch von politisch orientierter Konsens- bzw. Dissenzbildung ermöglicht. Während des Umbruchs und mit der Einigung konstatiert Diemer das Aufeinanderprallen "unterschiedlicher lebensweltlicher Erfahrungen, frauenpolitischer Emanzipationskonzepte und individueller Orientierungen", aber auch differenter "frauenpolitischer Kommunikationskulturen".⁷ Ein wesentliches Moment der Verstärkung dieser Dichotomisierung bildet die politische und v. a. wirtschaftliche Subordination des Ostens. In den Mittelpunkt der Auflösung dieses Konflikts stellt die Autorin die Entwicklung und Chance einer Streitkultur. Zum explizit erklärten Ziel dieser Streitkultur wird die mittels Diskussion erreichbare Einigung über einen Minimalkonsens erhoben, um der konstatierten Backlash-Tendenz entgegenzuwirken. Die einleitenden Prämissen für die Entwicklung der Streitkultur müssen jedoch erst in Form von gemeinsamen Diskussionsforen und einer grenzüberschreitenden frauenpolitischen Infrastruktur manifestiert werden. In Hinblick auf den auch in Österreich sich vollziehenden Backlash steht eine eingehende Betrachtung der österreichischen Frauenkultur in Zusammenhang mit der von Diemer propagierten Streitkultur bzw. der Diskussion in bezug auf einen Minimalkonsens noch aus.

Einen Beitrag zur schulischen Koedukationsdiskussion aus der Erwachsenenbildung liefert Ulrike Heuer, indem sie beide Konzepte in bezug zur Kategorie Geschlecht und der gemeinsamen Zielsetzung eines egalitären Geschlechterverhältnisses setzt. Trotz umfassender Erkenntnisse der feministischen Forschung erfahren Mädchen und Frauen aufgrund der dem Bildungssektor inhärenten männlichen Normen sowohl im pädagogisch-didaktischen als auch sozialen Bereich unverändert massive Benachteiligung. Dieser umfassenden Diskriminierung werden verschiedene korrelierende Ansätze der Koedukationsdiskussion entgegengesetzt:

- Veränderungen in bezug auf männlich dominierte Hierarchieebenen der Schulverwaltung,
- bedarfsorientiertes Angebot von Ganztageskindergärten und -schulen
- Abbau von männlichen Interaktions- und Kommunikationsstilen, der ausdrücklich die geschlechtsneutrale bzw. -unabhängige, expansive Vermittlung sozialer Kompetenz beinhaltet: Unter anderem umfaßt dieser Ansatz eine Teilung in geschlechtshomogene Gruppen, speziell im naturwissenschaftlichen Bereich, die der Förderung weiblicher Lernstrategien und Entwicklungsmöglichkeiten unter Ausschluß von Geschlechtsstereotypen dient. (In diesem Zusammenhang wird auch die Relevanz von reflexiver Lehrerinnenaus- und -fortbildung zum Ausdruck gebracht.)
- Und schließlich die Überarbeitung der Schulbücher und des Unterrichtsmaterials: die konstante, interdis-

⁷ Susanne Diemer: *Plädoyer für eine frauenpolitische Streitkultur*, S. 69.

ziplinar betriebene Vermittlung von Geschlechtsstereotypen entwirft ein geradezu katastrophal defizitäres Frauenbild.

Die Autorin betont im Anschluß an diese Veränderungsstrategien der Koedukationsdiskussion mittels der Skizzierung neuerer Erkenntnisse der feministischen Forschung die "Dialektik zwischen gesellschaftlichen Verhältnissen und subjektiven Dispositionen des Lernens":⁸ Die Differenz sozialer weiblicher und männlicher Realität korreliert extrem mit der sozialen Dynamik des Lernens. Männlich besetzte Konnotationen von Erfolg sowie der Mangel weiblich-selbstbewußter sozialer Präsenz bieten kaum Identifikationsmöglichkeiten für Mädchen und perpetuieren somit den sozialen Kontext für Geschlechtsstereotypen und weibliche Selbstabwertung. Der in diesem Zusammenhang konstatierte "antifeministische Affekt" beruht auf der psychoanalytisch orientierten Annahme einer männlich kollektiv verdrängten Separierung im generativen Prozeß, die in einem Bestreben der "Ablösung von der prinzipiellen Abhängigkeit von Frauen"⁹ zum Ausdruck kommt. Die kollektive Veränderungsbereitschaft von seiten des männlichen Geschlechts wird von der Autorin, m. E. zu Recht, als äußerst gering eingestuft.

In Search of Competence: Frauenförderung als Strategie des Personalmarketing wird von Katrin Hansen ausführlich propagiert. Konzepte der Frauenförderung intendieren explizit Qualifikationssteigerungen der Human Resources resp. die Aufwertung und betriebliche Integration sozialer Kompetenz. Die Unterteilung der Zielgruppen anhand der weiblichen Lebensorientierung stellt die Prämisse für die Realisation dieser Ziele dar: Familien-Frauen treffen Entscheidungen zugunsten der Familienarbeit. Flexible, entgegenkommende, betriebliche Vereinbarungen und Angebote erhöhen für diese Frauengruppe die Motivation in bezug auf die Berufsorientierung. Drei-Phasen-Frauen unterbrechen die Erwerbstätigkeit mit der Geburt eines Kindes, um sie nach einer gewissen Phase, markiert durch den Erwerb der Selbständigkeit des Kindes bzw. die Inanspruchnahme von Betreuungseinrichtungen, wieder fortzusetzen. Der Wiedereinstieg dieser Frauen, deren in der Familienarbeit erworbene soziale Kompetenz und Flexibilität eine sehr hohe Bewertung erfährt, soll mittels entsprechendem Kommunikationskonzept, das einen Unternehmenskontakt auch während der Familienphase beinhaltet, erleichtert werden. Spagat-Frauen widmen ihr Engagement sowohl der Familie als auch dem Arbeitsbereich bzw. der Karriere. Dieser Spagat setzt jedoch die Übertragung eines beträchtlichen Teils der Familienarbeit auf den männlichen Partner (Dual Career Couples) sowie das Angebot eines dementsprechenden betrieblichen Rahmens mit flexibler Zeiteinteilungsmöglichkeit für beide Partner voraus. Karriere-Frauen, deren Lebensplanung explizit beruflichen Erfolg resp. Karriere umfaßt, sind aufgrund ihrer hohen Position

häufig sozialer Isolation ausgesetzt. Mittels der von der Frauenförderung intendierten Entwicklung von Kommunikationsforen für weibliche Führungskräfte wird versucht, diesem Isolationseffekt entgegenzuwirken.

Die zielgruppenorientiert Planung und Realisation frauenfördernden Personalmarketings impliziert strategisches Controlling, das die kontinuierliche Prüfung in Bezug auf Fortschritt und Verwirklichung der angestrebten Ziele sowie etwaige Modifizierungen ermöglicht.

Mit den dem Pflegebereich inhärenten Widersprüchen beschäftigt sich Gertrud M. Backes in ihrem Beitrag *Balancen pflegender Frauen - zwischen traditioneller Solidaritätsnorm und modernen Lebensformen*. Frauen, die ihr weiblich interpretiertes Arbeitsvermögen im Bereich der familialen als auch der professionellen Pflege von alten, behinderten und psychisch kranken Menschen einsetzen, werden kontinuierlich mit der geschlechtsstereotypen Anforderung der unentgeltlichen und unterbewerteten Beziehungsarbeit konfrontiert. Die Autorin konstatiert massive Widersprüchlichkeiten zwischen Solidaritätsnorm, definiert als Prämisse solidarischen, mitmenschlichen, fürsorglichen Verhaltens, und dem Anspruch der Professionalität einerseits, sowie zwischen Solidaritätsnorm und der Relevanz eigenständiger Erwerbssicherung andererseits. Der Bezug des geringen einkommensabhängigen Pflegegeldes stellt keineswegs einen Ausgleich für den der Pflegearbeit immanenten Verzicht auf kontinuierlich qualifizierte und entlohnte Erwerbsarbeit dar. Die Reaktionsmöglichkeiten der betroffenen Frauen auf diese Misere der Paradoxie umfassen sowohl die Verweigerung der Pflegearbeit als auch den Balanceakt zwischen Solidaritätsnorm und Erwerbsarbeit, sowie die Aufgabe der Individualisierung mittels beruflicher Existenzsicherung. Backes propagiert den Weg zwischen den beiden Extremen resp. den Versuch einer Vereinbarung beider Bereiche, der den Frauen eine Alternative bzw. Kompensationsmöglichkeiten in bezug zur unbezahlten Pflegearbeit bietet. Das Gelingen dieses Versuchs wird von Backes in Korrelation zu Veränderungen im immateriellen und materiellen Bereich der Pflege, v. a. jedoch zu modifizierter geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung gesetzt. Lediglich die Definition der Solidaritätsnorm in Richtung Förderung nach Solidarität zwischen den Geschlechtern kann einen Weg aus der geschlechtsstereotypen Sackgasse bahnen.

Das Forum der Zeitschrift für Frauenforschung wird von den Autorinnen einerseits genutzt, um neue Perspektiven zu setzen, andererseits beinhalten einige Beiträge Widersprüchlichkeiten und Unklarheiten. Der Anspruch, Veränderungen einzuleiten, wird lediglich vereinzelt dezidiert gefordert. Andererseits bieten die offerierten Themenschwerpunkte sowohl Ansatz als auch Anlaß zu intensiver Auseinandersetzung bzw. Beschäftigung.

Monika Jurina

⁸ Ulrike Heuer: Zur Kategorie "Geschlecht" in der Bildung - ein Beitrag zur schulischen Koedukationsdiskussion aus der Erwachsenenbildung, S. 84.

⁹ Ebenda, S. 93.

L'Homme. Zeitschrift für Feministische Geschichtswissenschaft. Themenschwerpunkt: Fürsorge. 5. Jg., Heft 2/1994. Wien: Böhlau 1994. 166 S., AT\$ 235,-.

Initiiert wurde die Gründung von *L'Homme, Zeitschrift für Feministische Geschichtswissenschaft*, von Edith Saurer vom Institut für Geschichte der Universität Wien und *L'Homme* selbst. Die wissenschaftliche Zeitschrift wird von acht Historikerinnen herausgegeben. Alle lehren an Österreichischen Universitäten - in Innsbruck, Salzburg und Wien - Frauen- und Geschlechterforschung mit individuellen Schwerpunkten; leisten damit und indem sie sich außeruniversitär politisch in Frauengruppen engagieren, feministische Arbeit.

Ähnlich wie die seit 1978 erscheinende Zeitschrift *beiträge zur feministischen theorie und praxis* und die seit 1982 bestehenden *Feministischen Studien* hat sich am Anfang *L'Homme* der Interdisziplinarität in der Frauenforschung verpflichtet gefühlt.

Heute versteht sich *L'Homme* primär als historische Fachzeitschrift, deren Schwerpunkte in der europäischen Geschichtsschreibung - ausgehend von der Antike - liegen.

Angeknüpft wird mit *L'Homme* aber auch an eine mittlerweile für den Feminismus maßgebliche internationale Entwicklung: An die Forderung nicht mehr Frauengeschichte, sondern Geschlechtergeschichte zu schreiben.

Jedes Heft widmet sich einem besonderen Themenschwerpunkt und mit Platz wird besonders dann nicht gespart, wenn es um theoretische Auseinandersetzungen geht.

In den Jahren 1990-1993 erschienen zu *Religion, Ernährung, Intellektuelle, Krieg, Minderheiten* und *Die Freundin?* Themenhefte. 1994 folgten zwei Nummern zu *Körper* und *Fürsorge*.

Dem Thema *Fürsorge* haben sich die Autorinnen aus zwei Gründen zugewandt.

Erstens sind seit einigen Jahren aus der Perspektive der Geschlechterforschung ökonomische Gegebenheiten weniger relevant. Statt dessen setzt sich der Feminismus in seinen Analysen kritisch mit den Staats- und Demokratietheorien und der Reformierung moderner Industriegesellschaften auseinander.

Zweitens stehen

Frauenstudien, die sich mit Vergangenheit und Gegenwart des Wohlfahrtsstaates beschäftigen. [...] damit in engem Zusammenhang. Soziale Politiken knüpfen seit dem 19. Jahrhundert an geschlechtsspezifisch unterschiedlichen oder gleichen, rechtlichen und sozialen Status der Geschlechter in geschlechtsspezifisch unterschiedlicher und geschlechtsneutraler Weise an. (S. 3)

Die Sozialpolitik schreibt nicht nur geschlechtsspezifische Hierarchien fest, sondern weist auch Wege zur Verbesserung des rechtlichen und sozialen Status von Frauen in unserer Gesellschaft. Jedoch ist sowohl die Geschichte der Armen- und Fürsorgepolitik, als auch die Geschichte der Schlechterstellung von Frauen im Sozialstaat nur marginal beforcht. Diese Lücke in der Forschung ist kein Zufall.

Frauen, die häufiger als Männer auf Fürsorgeleistungen des Staates angewiesen sind, werden wesentlich öfter und schneller vergessen und diskriminiert; gerade in Zeiten, in denen die Arbeitslosigkeit im Steigen begriffen ist und die Anzahl der allein erziehenden Mütter, der zweifach und dreifach belasteten Frauen zunimmt.

Das *Fürsorge*-Heft der Zeitschrift *L'Homme* wird mit dem theoretischen Artikel *Wohlfahrt und Geschlecht in der Geschichte: Ein partieller Überblick zu Forschung, Theorie und Methoden eingeleitet*. Die Verfasserin, Pat Thane, geht davon aus, daß die Auswirkungen und die Absichten der staatlichen Wohlfahrtspolitik die etablierten Geschlechter- und Familienrollen bewahren wollten. Zum einen waren Frauen weitgehend die passiven Opfer des kapitalistischen Wirtschaftssystems, worauf der Wohlfahrtsstaat reagierte, zum anderen waren sie aufgrund der sozialen Ungleichheiten in der Geschichte immer überproportional von der Armut betroffen.

Solche Schlußfolgerungen gründen theoretisch auf der Annahme, daß moderne Staaten patriarchalisch hierarchisiert seien und damit die von Männern geschaffenen Strukturen und lediglich deren Interessen weiterverfolgt würden.

Jedoch kann die Beziehung zwischen Geschlechtszugehörigkeit und Wohlfahrt auch auf eine andere Weise dargestellt werden. Diese Betrachtungsweise hat ihren theoretischen Bezugsrahmen im Konzept "Partnerschaft" zwischen Frauen und Sozialstaat, von dem Frauen tatsächlich profitieren können. (S. 8)

Daran anknüpfend führt Thane in ihrem Aufsatz die Möglichkeiten und Grenzen einer auf die Geschlechterfrage zentrierten Forschung zur Geschichte sozialer Politik aus.

Eva Kößlbacher

Sie wissen,
warum sie Publizistik- und
Kommunikationswissenschaft
studiert haben.

309 AbsolventInnen
geben Auskunft über ihre Laufbahn.
Im Band "Karrieren".

Auf 240 Seiten - für nur öS 158,-



Erhältlich am Institut für Publizistik- und
Kommunikationswissenschaft der Universität
Wien und im Buchhandel

„Ich war nie wirklich betrunken unterwegs.“



Jeder Schluck mehr verringert die Reaktionsfähigkeit und verleitet zu Fehleinschätzungen. Was einem nach einem bunten Abend noch gar nicht problematisch erscheint, kann schon längst zuviel sein. In Fällen, wo es um die entscheidenden Sekunden geht, hat das fatale Folgen.

SLOW DOWN

**DENK
U N D
LENK**

Wolfgang R. Langenbucher/Fritz Hausjell

Vertriebene Wahrheit

Wolfgang R. Langenbucher
Fritz Hausjell (Hg.)

VERTRIEBENE WAHRHEIT

JOURNALISMUS

AUS DEM EXIL

GÜNTHER ANDERS · ERICH FRIED
EGON ERWIN KISCH · ALFRED POLGAR · JOSEPH ROTH
LUDWIG ULLMANN · BERTHOLD VIERTEL · U. A.

Ueberreuter

Die Anthologie „Vertriebene Wahrheit“ versammelt journalistische Arbeiten österreichischer Emigranten aus den Jahren 1934 bis 1945, geschrieben und erschienen in Frankreich, England, Israel, Mexiko oder den USA. Zwischen Verzweiflung und Resignation, Hoffnung und Haß werden die zentralen Themen der Emigranten angesprochen: Entsetzen über den „Untergang der Barbarei“, Versuche, eine Welt „danach“ zu entwerfen, Aufbau spezifischer Exilkultur, Rückkehr in die fremdgewordene Heimat.

Wolfgang R. Langenbucher/Fritz Hausjell

Vertriebene Wahrheit

430 Seiten, Leinen

öS 498,-

UEBERREUTER

